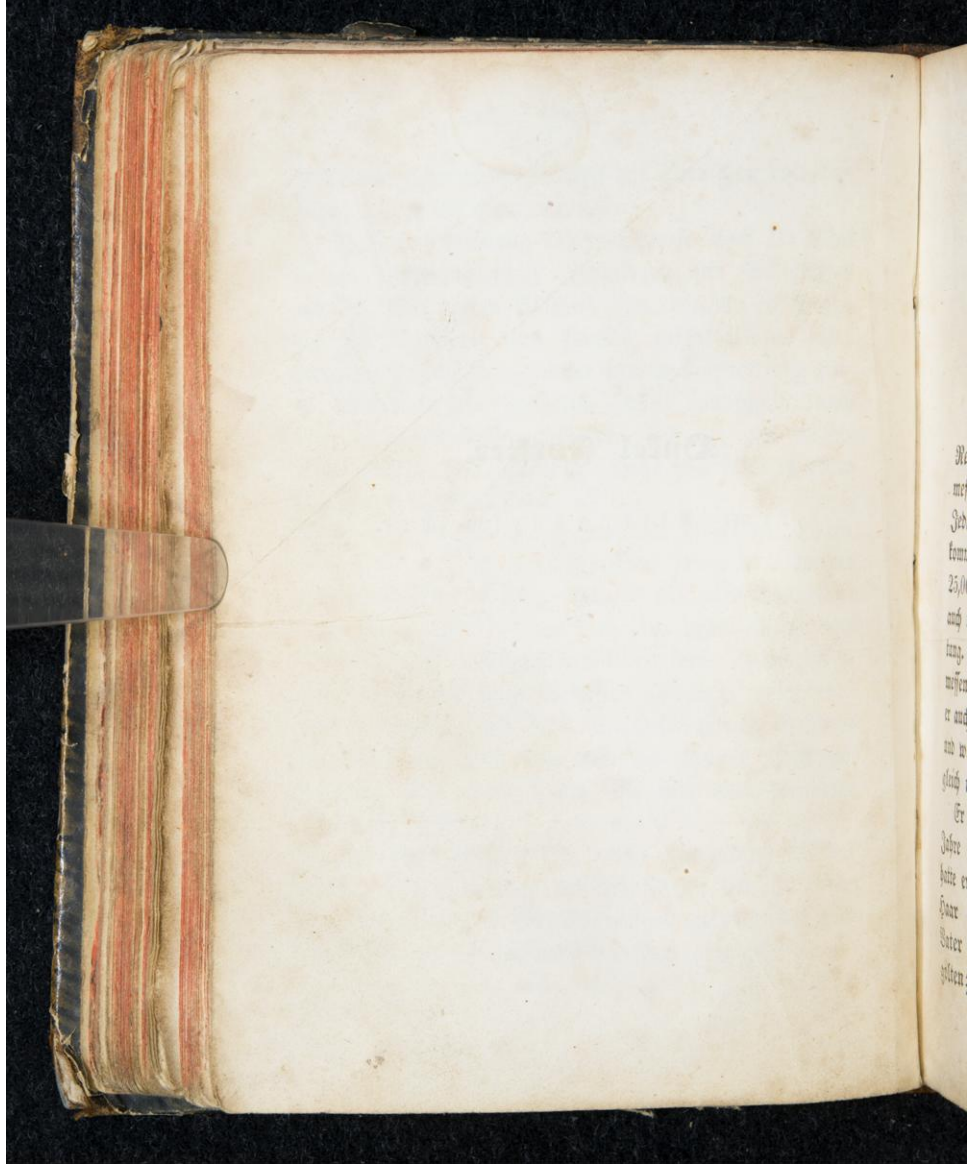


Onkel Forster.

Eine Alltagsgeschichte.

entsehen
ein Mal
schloffen
in Beate,
Unter
lang ging
mit, nach
zu weite
er jage
f Kiste
Beides
hanfag:
er, denn
mehr ver-
bier kennt
Gefahr-
Wes ge-
die arm
ng fellner
r Jofte
te, der ein
ge --





W
m
J
f
25
an
tra
m
n
n
n
g
E
J
h
F
S
g

Es war ein warmer Sommervormittag. Der Rentier, Herr Berthold Forster, wandelte gemessenen Schrittes auf der Promenade um die Stadt. Jedermann, der ihm begegnete, grüßte ihn zuvorkommend, Mancher sogar devot; denn der Mann hatte 25,000 Thaler jährlicher Einkünfte und verdiente auch nebenbei wegen seiner guten Eigenschaften Achtung. Er nahm all' diese Huldigungen ruhig, gemessen, wie einen schuldigen Tribut hin: denn war er auch weder ein Thor, noch ein Geck, so fühlte und wußte er doch, daß die Stadt keinen Zweiten gleich ihm aufzuweisen habe.

Er war ein stattlicher Mann; trotz seiner fünfzig Jahre fehlte ihm in den Vorderreihen kein Zahn, hatte er kein einziges graues und auch kein falsches Haar auf dem Kopfe. Wäre er Gatte, wäre er Vater gewesen, er hätte für einen schönen Mann gegolten; aber so hatte er die Manieren eines alten

Junggesellen, die sich der Männer, welche nicht zu rechter Zeit heirathen, oft schon in frühern Jahren bemächtigen und ihnen ebensogut einen eigenthümlichen Stempel aufdrücken, wie den alten Jungfern.

Man mag nur die Frauen fragen, die haben einen scharfen Blick für diese Merkmale — sie erkennen sofort den Witwer und unterscheiden ihn vom Junggesellen.

Der Rentier war von hoher, schlanker, ungebeugter Gestalt und musterhafter Haltung. Sein Gesicht sah frisch und blühend aus — es mußte in der Jugend schön gewesen sein. Man las nicht viel Geist darin, aber viel Gutmüthigkeit, die jedoch durch eine affectirte Wichtigkeit und ein ernstes Selbstbewußtsein, das ihm seine Würdigkeit gab, oftmals verwischt wurde. Er ging stets elegant gekleidet; ohne zu rasch dem Modejournal nachzueilen, war seine Kleidung musterhaft und geschmackvoll, fein, ausgefucht und nie überladen. Heute trug er einen blauen Frack mit goldenen Knöpfen, schwarze knappanliegende Inexpressibles, eine gelbe Weste, eine schwarze Halsbinde und auf der Brust, als einzigen Hemdenknopf, einen haselnußgroßen Solitär. Die Hände, in gelbe Glacés gepreßt, ruhten auf dem Rücken und hielten ein Rohr, dessen Knopf aus einem schönen, fehlerlosen Halbedelstein geschnitten war. —

So schritt Herr Forster besonnenen Schrittes die Promenade entlang und suchte sorgfältig bald die rechte, bald die linke Baumreihe auf, welche ihm Schatten gewährte und Schutz vor dem heißen Sonnenbrande. —

So reich und — unverheirathet? wird man befremdet fragen.

— Ja, so reich, und ein alter Junggesell!

Herr Forster — par excellence setzte Jedermann in der Stadt den »Herrn« vor seinen Namen — andere Leute hießen schlechtweg Müller, Schindler, Birnbaum &c. Durch Herr Forster gab man zu verstehen, daß man den reichen Forster meine. — Also Herr Forster hatte seine jüngere Zeit bis zum vierunddreißigsten Jahre auf Reisen zugebracht. Er hatte die Welt gesehen, mit allen Comforts, mit allen Genußfreuden und Genußleiden, wie sie dem Sohne reicher Eltern dargeboten werden.

Dann kehrte er in die Vaterstadt zurück, von Eltern und Freunden mit Enthusiasmus begrüßt, von den Einwohnern in scheuer Ehrfurcht bewundert. Sein Vater war der reichste Mann der Stadt, ein großer Kaufmann, ein Millionär; sein älterer Bruder war im Geschäfte, designirter Chef des Hauses, Erbe der Firma. Berthold sollte nach keinem Amte, nach kei-

ner Besoldung hungern -- er sollte sich nach freier Neigung den Wissenschaften widmen, der Familie Ehre machen und nach der Theilung des Vermögens von seinen Renten leben. —

Die Eltern beschloffen nunmehr den Weitgereisten ihrer Familie würdig zu verheirathen. Nach dem Grundsatz: »Gleich und gleich scheidt sich,« fiel ihre Wahl auf die reichste Erbin der Stadt und Umgegend; dies war Amalie Fallmer, die hinterlassene Tochter eines ehemaligen Lieferanten und späteren Besitzers von fünf Dampfschiffen, zehn Dampfmaschinen und drei bis vier Kohlenbergwerken, die gleichfalls mit Dampf betrieben wurden. Nach dem Tode ihres Vaters wurde all' dieser Dampf zu Gelde gemacht, und das Geld wieder zu Papier, und dieses wieder so concentrirt, daß es in einem mittelgroßen Portefeuille Raum hatte. Dieser enge Raum aber verbarg eine Macht, er enthielt eine Million Gulden, und eine Million ist eine Macht. Amalie war nicht schön, aber lebhaft, witzig, interessant, launenhaft und doch wieder energisch. Sie hatte, so zu sagen, sich selbst erzogen; denn wenn ihr der Vater für schweres Geld auch alle erdenklichen theueren Lehrer hielt, so rasselten doch zuviel Dampfmaschinen in seinem Kopfe und — Herzen herum, als daß er Zeit gehabt hätte, sich um die Ausbildung des Geistes und Gemüthes sei-

ner einzigen Tochter zu kümmern — und ihre Mutter war frühzeitig gestorben.

Amalie war jetzt 23 Jahr alt, als der Vater starb, sie war nun nicht nur enorm reich, wie die Leute sagen, sondern auch unabhängig. Ich glaube, das Letztere machte ihr mehr Freude, als das Erstere, oder, sie hielt nur Etwas auf ihren Reichthum, weil er ihr zur Unabhängigkeit zweckdienlich sein konnte.

Auf diesen Goldfisch also hatten Bertholds Eltern ihr Augenmerk geworfen; Amalie schien ihnen die einzig passende, die einzig ehrenvolle und ebenbürtige Partie für ihren zweiten Sohn, denn der Erstgeborne, der Compagnon des Geschäftes, hatte sich bereits — zwar gegen ihren Willen, aber von mächtiger Leidenschaft getrieben, mit einer jungen, sehr armen, aber ahnenreichen, sehr schönen, aber ebenso koketten Baronesse vermählt. Ihm war daher auch nach ihrem beiderseitigen Tode das Geschäft, also die größere Hälfte des Erbes zugedacht: durch eine reiche Heirath sollte nunmehr Berthold seinem Bruder gleichgestellt werden.

Berthold war mit der Auswahl seiner Eltern zufrieden. Zwar liebte er Amalien nicht, er liebte bis jetzt auch keine Andere, der er hätte den Vorzug geben mögen, und die Grundsätze, die er im elterlichen Hause, auf Reisen und in den Salons der Aristokratie

eratie financièrè eingefogen, belehrten ihn, daß wechselseitige Zuneigung bei einer Heirath zwischen Leuten von Stande nicht etwas Unerläßliches sei. Er war damals, in seinen jüngern Jahren schon Egoist genug, um nicht seiner Sache gewiß zu sein. Das Bewußtsein seiner Würdigkeit, die man ihm allseitig pries, seines vortheilhaften Aeußern, seines Reichthums und seiner dadurch bedingten exclusiven Stellung, gab ihm eine feste Zuversicht, die zum Egoismus, zur Selbstüberschätzung führte. Letztere wäre widerwärtig geworden, wenn seine von Natur aus gute und wohlwollende Gemüthsart nicht stets zu rechter Zeit vermittelnd eingetreten wäre. Er war stolz, aber sein Stolz verletzte nicht — auch seine Herablassung nicht, sie paarte sich stets mit einer Art Bonhomie, an deren Natur man nicht gut zweifeln konnte. —

Nachdem sich Berthold der Auserwählten in den Salons einige Mal genähert, und soviel als nöthig bemerklich gemacht, erfolgte die Werbung offiziell durch seine Eltern.

Almalie war sichtbar überrascht bei diesem Antrag, den nur sie unerwartet, die ganze Stadt aber und namentlich jeder Mensch, der nur etwas rechnen konnte, ganz natürlich und folgerecht fand, — und hat sich eine Bedenkzeit von vier Wochen aus.

Diese Bedenkzeit frappirte Bertholds Eltern — mehr aber noch diesen selbst. Ihm erschien ein solches Zaudern, Schwanken oder Ueberlegen von einem Mädchen, das, wenn auch reich, doch keineswegs schön genannt werden konnte, sonderbar — ihm gegenüber, der für den schönsten Mann der Stadt galt, für den unterrichtetsten und solidesten — solid über seine Jahre hinaus! Seine Eitelkeit erlitt einen mächtigen Stoß — er ward bitter und bereute fast, daß er sich so schnell zu einem Schritte hatte verleiten lassen, der ihn beschämen konnte, wenn er nicht gelang. Schon die Bedenkzeit erschien ihm als eine Kränkung, und ließ ihn bei der ihm Zugesagten eine große Portion Hochmuth und Selbstgefühl voraussetzen. —

Die Eltern ihrerseits suchten den Grund der vorläufigen Weigerung in Bertholds bisherigem allzuernsten und gemessenen Benehmen zu erkennen. Sie ermutigten ihn, seine Liebenswürdigkeit mehr walten zu lassen, den feurigen, unternehmenden, ritterlichen Liebhaber, den Schwärmer zu spielen! — Aber Berthold besaß jene Liebenswürdigkeit nicht, die im Augenblick hinreißt und fesselt. Es war kein Tadel an seinem Gepräge, aber das Gepräge selbst doch kein hervorragendes. — Alles Romantische war ihm fremd und — Amalie war durch und durch romantisch!

Noch waren die ausbedungenen vier Wochen nicht verlaufen, da erhielt Berthold's Mutter einen zärtlichen Brief von Amalien, und in dem Briefe einen äußerst zierlichen Korb für ihren Sohn und nebenbei eine Verlobungskarte zur Kenntnißnahme für die ganze Familie.

Man war außer sich! — Aber wir wollen das mit wenigen Worten genauer erzählen.

— Amalie, ein verzogenes Kind, hatte trotz ihrer kleinen und schwächtigen Figur plötzlich eine lebhaftige Neigung für allerhand ritterliche Uebungen gefaßt. Sie lenkte, wenn sie in's Freie fuhr, ihren Wagen selbst, und brachte jeden Vormittag zwei Stunden in der Manege zu. Hier tummelte das Mädchen mit ihren kleinen weißen Händen die wildesten Pferde und dies mit einem Eifer, als wollte sie Kunstreiterin werden.

In derselben Reitschule fand sich zu denselben Frühstunden auch ein junger, bildhübscher, aber armer Cavallerielieutenant ein, der sich ein Geschäft daraus machte, die Pferde für seine Kameraden zuzureiten. Wie sich das von selbst fand, machte er Amaliens Bekanntschaft, und da er, der reichen Erbin gegenüber, sehr bescheiden, fast schüchtern war, da er ihre tollen Launen und Capricen, ihre Gedankenblitze und Muthwilligkeiten nie laut bewunderte, und

Himmliſch, göttlich pries, ſondern nur dann, wenn ſie ſeinen männlichen Sinn oder ſein Herz anregten, mit einem wohlwollenden Lächeln oder einer feinen Artigkeit belohnte, ſo intereſſirte er bald das ſeltſame Mädchen mehr, als alle die Rechengenie, Parkehelden, äſthetiſchen Dummlinge und blaſirten Muſikenthuſiaſten, die ihr ſeither vorgekommen, die ſie umſchwärmte, angebetet und ennuyirt hatten, und nur zu ſichtbar nach dem goldenen Kalbe ſchmachteteten, deſſen Repräſentantin ihre Perſon war. In dem ganzen jungen Weſen des Offiziers war zu leſen, daß er nicht im Entfernteſten darnach trachte, das Mädchen in ſich verliebt zu machen, ſie zu erobern. Er war ganz im Bewußtſein ſeiner Stellung, die ihm, einem mittelſoſen Lieutenant, mitten in Friedenszeiten, ohne Ausſicht auf einen Krieg und eine glänzende Carriere, eine ſehr beſcheidene Rangſtufe im Leben und eben ſo beſcheidene Anſprüche zuwies. Aus alle dem, was er that und ſprach, ſchimmerte eine eben ſo einfache als ehrliche Reſignation, welche zu ſprechen ſchien: »Die iſt zu reich für dich — die bekommſt du nicht!« hervor. Er war nicht übermäßig galant, und nicht unterwürfig genug für einen Liebhaber, der hofft und ſtrebt und erringen will.

Amalie liebte ihn ſchon lange, ehe er es noch ahnen mochte. Sie war raſch entſchloſſen, ihm an-

zugehören. Reiche Mädchen können eben so gut frei wählen, wie reiche Männer: Prinzessinnen lassen ihre Tänzer auffordern. — Sie wollte und mußte sich nur erst überzeugen, ob sein Herz nicht vielleicht schon vergeben sei. Schlau und behutsam stellte sie ihre Nachforschungen an und das Resultat war, daß Bärenstein — so hieß der Lieutenant — bis jetzt sich hatte von keiner Schönen fesseln lassen. Diese Gewißheit erfüllte sie mit Freude, und lebhaft und originell, wie sie war, gab sie ihm nun auch freier als bisher ihre Zuneigung zu erkennen — sie warb förmlich um ihn. Ein erfahrenerer, eitlerer junger Mann, als der Offizier, hätte sofort seinen Triumph erkannt, und wäre siegreich in das Herz eingezogen, das ihm schon von fern alle seine Thore öffnete. Aber Bärenstein war in der That zu bescheiden und zu schüchtern, um die ihm gebotenen Auszeichnungen für mehr, als Beweise eines flüchtigen, launenhaften Wohlwollens zu betrachten, und besonnen genug, eine trügerische Hoffnung nicht zu fassen, die ihn später als bittere Demüthigung enttäuschen konnte.

Dem raschen, lebhaften Mädchen riß endlich die Geduld, seine Kälte ärgerte sie — eine Andere wäre von derselben zurückgeschreckt worden, und hätte ihn für gefühllos gehalten, — aber Amalie sah darin nur einen Widerstand, der sie reizte. „Er muß dich

lieben,“ sagte sie, »da er keine Andere liebt!« und als sie eines Tages sich in der Reitbahn mit ihm allein befand, ersah sie den Moment, wo er abgestiegen war und den Trab ihres Pferdes betrachtend, in der Mitte stand: sie warf ihren Kappen herum, ließ ihn steigen, verlor scheinbar die Balance, und warf sich, als stürzte sie hinab, dem Lieutenant an die Brust. Er fing sie erschreckt mit seinen Armen auf, sie aber sah ihm so liebreizend und lachend in die Augen, und hatte ihr Angesicht dem seinigen so nahe gebracht, daß er sie küssen mußte. Sie erwiderte erröthend seinen Kuß und sagte: »Wollen Sie mich denn nicht verstehen?«

Der Lieutenant meinte, der Himmel stürze über ihm ein — so rasch und so riesengroß kam ihm das Glück. Er würde in seiner Ueberraschung und freudigen Bestürzung Albernheiten gesprochen, und den schönen Augenblick vielleicht verdorben haben, wenn nicht der Stallmeister eben erschienen wäre, dessen Ankunft das Mädchen aus seiner Umarmung schenkte. Von da an sprachen sie nur mit Blicken — diese waren jedoch beredter als Worte. Jetzt erst fühlte der junge Offizier, daß auch er Amalien liebe, daß all' das Pikante in ihrem Wesen ihn nicht blos amüßet, daß es ihn gefesselt habe, und daß sie ihm nicht nur interessant, sondern auch liebenswürdig erschienen war.

Er fühlte, daß all' die Aufmerksamkeit, die er ihr bisher bewiesen, im Grunde nichts Anderes, als die Liebe war.

Am folgenden Tage war er ihr Bräutigam, und Berthold erhielt seinen Korb. —

Dieser war über die erhaltene Demüthigung außer sich. In seinen Augen galt das Zurückweisen einer Verbindung mit einem Manne von seinem Werthe für ein Verbrechen. Er wälzte alle Schuld dieses seines Compromisses auf seine Eltern, die ohne seinen Willen, ohne seine Neigung diesen Handel eingegangen waren. Der Schreck und der Aerger warf seine Mutter auf das Krankenlager; sie fand ihren einzigen Trost in der Bemerkung — welche jetzt nachträglich erfolgte — daß im Grunde diese Verbindung ohnehin keine standesmäßige gewesen wäre; denn Amaliens Vater war, bevor er sich durch Speculationen bereichert, Kürschner, ihre Mutter sogar Kammerjungfer gewesen, während die Forstersche Familie beiderseitig von Patriciern abstammte und seit zwei Jahrhunderten unter ihren Vorfahren verschiedene Rathsherren zählte.

Berthold war der Aufenthalt in seiner Vaterstadt verleidet — unter ihm brannte der Boden, er glaubte sich vor allen Leuten beschämt, entehrt, herabgesetzt. Er ließ daher seine Koffer packen, nahm Abschied von

seiner Familie, und ging von Neuem auf Reisen. Nur mit Wehmuth, und weil sie einsahen, daß er nach einem so harten Schlage der Zerstreuung bedürfe, sahen die Seinigen in ihm ihren Glanz, ihren Stolz scheiden — nur auf kurze Zeit, wie sie hofften, denn er sollte sich im Auslande eine andere Gattin, eine würdigere suchen; den Bewohnern der Vaterstadt wollte man nicht noch ein Mal die Ehre schenken, um eine der Töchter zu werben. Man war herablassend gewesen und dies war nicht anerkannt, war schände zurückgewiesen worden!

Berthold kam auf seiner Flucht diesmal nicht weit. Er blieb in einem benachbarten Badeorte. Dieser war einer von den unzähligen kleinen deutschen Bädern, die irgend ein schmutziges Wasser produziren, und ein kleines Publikum herbeiziehen, das die Mode auch gern mitmachen will, dessen finanzielle Kräfte aber nicht gestatten, ein großes, renommirtes Bad zu besuchen. Man lebt da wohlfeiler, ennuyirt sich mehr als anderswo, aber man hat doch Gelegenheit eine Art Rolle zu spielen, und die Frauen und Töchter hochbetitelter aber knapp besoldeter Beamten, so wie herabgekommener Don Ranudo's, können ihren Präntensionen freiern Lauf lassen, als zu Hause. Den Rangstreit und das Coteriewesen bringt man freilich auch hierher — das nehmen die Deutschen bekanntlich

in die ganze Welt mit, wie die Neger die Fethhaut und ihr wolliges Haar.

Die Einsamkeit in einer überaus reizenden Gegend that dem tief erschütterten Gemüthe unseres Berthold sehr wohl, sie harmonirte zu der tiefen Trauer, in welche sein verletzter Stolz übergetreten war, und die sein ganzes Wesen nunmehr erfüllte. Hier weilte er erst acht Tage, dann vierzehn und dann noch länger. Und hier kam ungerufen, was ihn kurz zuvor, sorgfältig gerufen — gemieden hatte: die Liebe.

Mit einer Kaufmannsfamilie aus seiner Vaterstadt befand sich daselbst Sophie Meister, die Tochter eines unbedeutenden Materialwaarenkrämers, in der Eigenschaft einer Gesellschafterin und Gouvernante der kleineren Kinder. Sie war eine überaus reizende Blondine von siebzehn Jahren, frisch, fromm, naturwahr, gut, klug, kindlich. Jugend und Herzengüte, Demuth und Treuherzigkeit, hatten einen Himmel von Poesie über das schlanke, schöne Kind ausgegossen. —

Berthold, der sich an dem kleinen Orte von der kleinen Gesellschaft nicht ausschließen konnte, machte ihre Bekanntschaft schon in den ersten Tagen, und fühlte bald Etwas, an dessen Möglichkeit er bisher nicht geglaubt hatte, er fühlte, daß er verliebt sei,

daß er Sophien liebe, wie er nie geliebt. In reiferen Jahren bricht dies Gefühl oft rascher und feuriger hervor, je länger es geschlummert oder unterdrückt worden.

Das junge Mädchen verhielt sich zu ihm ebenso, wie sich der Lieutenant, bevor ihm die wunderthame Offenbarung geworden, zu Amalien verhalten hatte. Sie dachte nicht im Entferntesten an die Möglichkeit einer Verbindung mit dem reichen, vornehmen Manne, der in der geldreichen und geldstolzen Heimathstadt für eine Art Halbgott galt. Als sie aber seine Neigung erkannte, da erwiderte sie dieselbe von ganzem Herzen; denn Forster war in den besten Jahren, war ein sehr hübscher Mann, war unterrichtet, gutherzig und solid. Das Letztgenannte macht auf ein junges Mädchen, das von den jüngern Männern in der Regel immer das Nachtheiligste zu hören gewohnt ist, stets einen günstigen Eindruck.

Uebrigens war sie nicht stolz und eitel genug, um schon jetzt auf eine Verbindung zu rechnen, sie kannte den Abstand der beiderseitigen Verhältnisse, die Rangstufe ihrer und seiner Familie. Doch gleichviel, dachte sie in ihrem bescheidenen Gemüthe, wenn er Dich nur liebt. In solchen jungen Jahren liebt man nur der Liebe willen, und nicht der baldigen Heirath wegen.

Berthold war fest entschlossen, Sophien zu seiner Gattin zu wählen. Er gab ihr dies auf eine zarte und unzweideutige Weise zu erkennen, nachdem er sich ihrer Neigung versichert hatte. Und Sophie glaubte ihm.

Er blieb bis zum Herbst in dem reizenden Städtchen, an dessen Quelle er in der That die einzig richtige Heilung und die zuträglichste Wiederherstellung gefunden, wo ihm ein Glück erschienen war, von dessen seliger Bedeutung er bisher keine Ahnung gehabt.

Als der Herbst kam, kehrte er gleichzeitig mit der Geliebten in die Stadt zurück. Die Seinigen empfingen ihn mit Jubel, als sie ihn gesund, froh und ungebeugt wiedersehen. Aber gleichzeitig durchlief das Gerücht, Sophie Meister sei seine Braut, die Stadt, und kam auch seiner Familie zu Ohren. Dies war ein Donnerschlag für sie, und ein Verbrechen in der Familie wäre eine Kleinigkeit gewesen gegen eine solche Mesalliance. Man inquirirte Berthold scharf, und er gestand schüchtern und geängstigt seine Wahl. In dem kleinen Badeorte selbst, der damals seine Welt umschloß, war ihm Sophie ganz ebenbürtig erschienen; anders war das in der großen Stadt; hier gewahrte er mit Schrecken den Abstand. Der kleine Laden des Krämers in einer Seitenstraße,

Sophiens zahlreiche Geschwister, ärmlich gekleidet, für niedere Beschäftigung erzogen, ihre Verwandtschaft, die noch tiefer hinunter in den Handwerksstand reichte: dies Alles erfüllte ihn mit einem gelinden Schauer, dies peinigte seinen Stolz, der da mit neuer Kräftigkeit erwachte, wo er verlegt worden war. Er begann zu schwanken, mächtig rang Vorurtheil und Hochmuth mit der noch jungen und mächtigen Liebe in seiner Brust; — er fühlte es, daß er sich hier am Orte seiner Liebe würde schämen müssen, denn Sophie hatte nichts als Schönheit aufzuweisen. Er war fest entschlossen, einmal mit Sophie vermählt — seine Vaterstadt zu meiden, und seinen Wohnplatz in einem andern Lande zu wählen. Die Prosa, die sich im Gefolge jedes Ehebündnisses einstellt, sie mag Contract heißen oder Abfertigung der Schwiegerältern, stürmte erstarrend auf ihn ein. —

Jetzt aber warf sich die eigene Mutter zu seinen Füßen, und beschwor ihn, ein seiner unwürdiges, die Familie entehrendes Verhältniß aufzugeben. Diese Verbindung, drohte sie, würde ihr Tod sein; sie flehte ihn an, ihre wenigen Lebenstage nicht mit Gram, Schmach und Verzweiflung zu erfüllen. Sie wollte sich nicht früher von ihren Knien erheben, bis ihr Sohn heilig gelobt haben würde, die Mamsell Meister nicht während des Lebens seiner Eltern zu heirathen.

Und Berthold Forster war schwach und gutmüthig genug — von der einen Seite drängte der Stolz, von der andern gab sich die Schwäche überunden — das verlangte Versprechen abzulegen. Er war seiner Mutter gegenüber ein liebevoller, gehorsamer Sohn — dem armen getäuschten Mädchen gegenüber aber ein Lügner! Er mordete ihr einen Lebensfrühling, eine ganze Zukunft, — der Mutter hätte er vielleicht ein, zwei Jahre verbittert. Auch die hofstättigsten Weiber sind mit der Zeit versöhnlich.

Als sich in der Stadt die Kunde verbreitete, Berthold Forster habe Sophie Meister »sigen lassen«, da gereichte dies Zurücktreten nicht etwa dem reichen Kaufmannssohne, nein, es gereichte dem armen Mädchen zur Schmach! Alle, die sie bisher beneidet, jubelten laut, ihre Liebe schmähete man Hochmuth und Dünkel, der ganz recht und nach Verdienst zu Falle gekommen. Gemeine Seelen, und daraus besteht die Halbscheid der Menschen, verzeihen dem Nächsten eher die Erniedrigung, als die Erhöhung.

Die arme Sophie hatte nicht nur ihre Jugendliebe, sie hatte auch ihren guten Ruf, ihre Achtung verloren. Ihr Herz war gebrochen: das Schicksal war grausam genug, nicht auch ihr Leben zu brechen. —

»Kabale und Liebe« ist im Laufe der Jahre ein altes Stück geworden, aber mehrere Scenen daraus

haben in unserer Zeit noch nicht ausgespielt; nur agirt nicht mehr das Wappen darin so sehr, als der Geldsack! —

Berthold war nicht muthig oder grausam genug, zu bleiben; er war zu feig, um dem Sturm die Spitze zu bieten, zu schwach seiner Liebe gegenüber, denn diese blieb als nagender Wurm in seinem Herzen. Er ging wieder auf Reisen, und kehrte der Stadt und Sophiens Jammer den Rücken. Hätte er dem Mädchen wenigstens den Trost gelassen, daß nur das Verhängniß ihren Bund zerrissen, nicht sein Herz; aber schwach und weichlich wie er war, suchte er alles Feinliche, jede gewaltige Anstrengung in seinem Leben zu vermeiden, und ein Solches wäre eine offene Erklärung, eine Trennung unter vier Augen von Sophien gewesen. —

Sophie blieb unvermählt: dies war auch ihr Wunsch. —

Ein paar Jahre später starben Bertholds Eltern, sein Bruder rückte als Chef des Hauses ein. Berthold ließ sich von ihm sein Erbe auszahlen, da er beabsichtigte sich im Rheingau anzukaufen. —

Und dies schlug zu seinem Heile aus; denn etwa zwei Jahre später machte sein Bruder, in Folge gewagter Speculationen und der grenzenlosen Verschwendung seiner adligen Gemahlin, einen colossalen

Bankerott, und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Er hinterließ seine Frau, einen 18jährigen Sohn, eine Tochter von sechszehn und einen Knaben von vier Jahren, hilflos und auf die Unterstützung seines Bruders angewiesen. — Berthold unterstützte sie aus der Ferne — er setzte ihnen eine monatliche Rente von hundert Thalern aus, später kehrte er nach etwa zwölfjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurück, und erhöhte die Dotation der Schwägerin bis auf jährliche 2000 Thaler.

Die Unterstützung, welche Forster solchergestalt seiner Schwägerin zufließen ließ, wird man im Verhältniß zu seinem Vermögen und dessen Renten sehr mäßig finden — und doch war Berthold nichts weniger als geizig. Er war, wie gesagt, Egoist — während seines Lebens wollte er allein Herr und Gebieter seines Reichthums sein, in seiner Person den ehemaligen Glanz des Hauses aufrecht halten. Zudem liebte er die Familie seines Bruders nicht: einmal war ihm die Zärtlichkeit, wie sie häufig zwischen Verwandten stattfindet, fremd, und dann war auch seine Schwägerin eben so unliebenswertig wie ihre Kinder. Berthold hätte ihr schon, um den Genereusen

zu spielen, mehr gegeben, aber sie forderte, sie betrachtete nach ihres Gatten Tode ihren Schwager als Denjenigen, der sofort in seine Verbindlichkeiten eingetreten, und sein Vermögen als ihr Eigenthum. Der Schwager, meinte sie, müsse ihren Hausstand eben so glänzend erhalten, wie er vor dem Bankerott gewesen, er müsse sie nach wie vor über bedeutende Summen disponiren lassen, er sollte alle Verpflichtungen und Lasten des Gatten und Vaters tragen, sie aber als Herrin in Allem walten lassen.

Die Frau war hochmüthig und verschwenderisch; oft sprach sie es unverhohlen aus, wie sie bereue, daß sie einen Kaufmann geheirathet, dessen Vermögen stets den Wechselfällen des trügerischen Geschickes ausgesetzt sei; — und ihre Kinder, auch das wußte Berthold, waren schlecht erzogen oder vielmehr verzogen. Die tragische Katastrophe hatte die Ansprüche der stolzen Dame auch nicht im mindesten herabgestimmt, und mit ihr zugleich hatten die Kinder nicht zu vergessen, und in die Nothwendigkeit, in die Einschränkung sich zu fügen gelernt. —

In der ersten Zeit hatte Forster seine harten Kämpfe mit der Schwägerin, er ward von ihr gehaßt, für einen Geizhals ausgeschrien, von den Kindern mit Bitten und Thränen gedrängt, bestürmt, gepeinigt. Er blieb aber consequent, und so sah

endlich die Mutter ein, daß man die Sache nicht auf die Spitze treiben, und sich die einstige ganze Erbschaft verschmerzen dürfe. Denn in Bertholds Hand lag es ja, das künftige Erbe durch Legate zu schwächen, oder er konnte — und diese Möglichkeit war die schrecklichste — aus Schadenfreude jetzt noch den Entschluß fassen, zu heirathen.

Vor der Hand also harrte und dubdete man, und da die zweitausend Thaler unmöglich ausreichen konnten, machte man insgeheim Schulden auf die zu hoffende Erbschaft hin. Man speculirte auf den Tod des Dinkels.

Forsiter seinerseits war fest entschlossen, den Kindern seines einzigen Bruders nach seinem dereinstigen Tode sein Vermögen ungeschmälert zu hinterlassen; denn der Glanz seiner Familie sollte aufrecht erhalten werden; er war sogar bemüht, seine Reichthümer zu vermehren, denn er verzehrte kaum die Hälfte seiner Einkünfte. Zwar hielt er sich Equipage und eine Dienerschaft von vier Personen, bewohnte ein elegantes Haus mit prächtigem Ziergarten in der Vorstadt, kaufte schöne Bilder und andere Kunstwerke, hielt seine Loge im Theater, und stand auf allen Subscriptionlisten zu wohlthätigen Zwecken mit einer namhaften Summe oben an: aber er verschwendete nicht im Großen.

Er war unvermählt geblieben — Sophie war seine erste und einzige Liebe gewesen. Nachdem er sein Verhältniß zu ihr aufgelöst, nahm ihn keine neue, gleich starke Neigung gefangen, und eine große, glänzende Partie, die es verlohnt hätte, darnach zu ringen, bot sich ihm nicht dar; später, nach des Bruders Tode, heirathete er aus Grundsatz nicht, denn er fühlte, daß er nun Verpflichtungen gegen seine Verwandten habe. —

In den letzten Jahren trat er auch mit diesen in ein ziemlich gutes Einvernehmen. Man wußte sich zu verstellen, man wußte ihm zu schmeicheln, so daß er — der sich selbst so wenig auf die Liebe verstand — sich geliebt wähnte, und daher kam es, daß er neben der Jahresrente manchen Schuldposten für den Neffen, und manche Rechnung für den Puzstaat der Nichte bezahlte; aber nie und nimmer war er zur Herausgabe einer größern Summe zu bewegen, welche das Stammkapital hätte schwächen können. —

Zur Zeit, in welcher die nachfolgenden Scenen spielen, war Forster, wie wir bereits oben erwähnt, funfzig Jahr alt, sein Neffe zählte bereits achtundzwanzig, die Nichte sechsundzwanzig, und der jüngste Knabe, der kurz vor dem freiwilligen Tode seines Vaters geboren worden, war zwölf Jahre. Er war

der Letzte einer Reihe von Knaben und Mädchen, die jedoch sämmtlich frühzeitig starben.

Rinaldo, der älteste Nefte, hatte studirt, studirt, wie häufig die Söhne reicher Eltern pflegen, wenn sie das zu erwartende Vermögen der Mühe überhebt, sich um Amt und Erwerb zu bemühen. Er hatte es bis jetzt immer noch verschmäht sein Examen zu machen, um die unterste Stufe des Staatsdienstes betreten zu können. Dafür aber war er Virtuos in allen fashionablen Beschäftigungen. Der ehemalige Glanz seines Hauses erfüllte ihn noch so sehr, daß er nach des Vaters Fallissement den Abstand der Verhältnisse gar nicht zu merken schien, zumal da ja sofort der Onkel als Repräsentant der Familie eintrat. Wozu auch sollte er nach einem Broterwerb streben und sich placken; denn nach des Oheims Tode erbte doch er, als ältestes Glied, den größeren Theil des Vermögens, und konnte dann von seinen Renten leben.

Miranda, die einzige Tochter des seligen Bruders, war nicht schön, nicht liebenswürdig. Sie war klug; was man aber bei ihr Esprit nennen konnte, und was sie selbst dafür hielt, war scharfe, ägende Verstandeslange; was sie für Humor ausgab, war Spottsucht; sie war lieblos, bizarr und kokett über alle Maßen. Dies hinderte nicht, daß sie von vielen

blasirten Leuten für sehr interessant, für äußerst pikant gehalten wurde, und manche Lobrede einerntete; aber keiner von den Lobrednern machte Anstalt sie zu heirathen. — Auch sie hatte aus früherer Zeit alle Prätensionen behalten, wie sie ein Mädchen geltend macht, welches fest überzeugt ist, daß reich sein gleichbedeutend ist mit schön und liebenswürdig sein.

Aber sie hatte vergessen, daß sie nicht mehr reich war, daß sie nur demaleinst noch reich werden dürfte. Sie war es, nächst der Mutter, die dem Onkel am meisten durch ihre stürmischen Ansprüche, ihre hartnäckigen Klagen zu schaffen machte, sie aber auch, die ihn wieder durch die ausgesuchtesten Schmeicheleien, durch eine täuschende Maske von kindlicher Zärtlichkeit und Liebe zu begütigen und versöhnen wußte. —

Der jüngste Knabe, Ottokar, dessen Charakteristik hier am wenigsten in Betracht kommt, war verzogen, wie es nur immer ein Kind einer solchen Mutter sein kann. Er war leichtsinnig, wie die ganze Familie, doch zeigte er Spuren eines guten Herzens, und darin glich er am meisten dem Onkel, der denn auch mit ihm allerlei schöne, weitausehende Pläne vorhatte.

Der Tag, an welchem wir Eingangs dieses den Rentier Herrn Forster gemessenen Schrittes die Promenade entlang wandeln sehen, war sein Geburtstag. Feind aller Einladungen, konnte er doch an diesem Tage nicht umhin, bei seiner Schwägerin zu speisen. Die Aufforderung dazu folgte immer so eindringlich und zärtlich durch seine Nichte in Person, daß es wie Lieblosigkeit geschienen hätte, wenn er ihr nicht Folge geleistet. —

Und so unternahm er denn auch heute den lästigen Gang, und suchte sich durch eine Promenade in den freundlichen Gartenanlagen um die Wälle der Stadt zu erheitern. Da er gewohnt war, seine Mittagsmahlzeit um ein Uhr zu halten, so ging die Schwägerin auch an diesem Tage von der Regel ab, die sie noch aus früherer Zeit, wo erst um vier Uhr gespeist wurde, festhielt. —

Die Familie wohnte dicht an der Promenade in einem Hause von eleganter Fagade, hinter und neben welchem sich ein geräumiger Garten befand. Der Eingang war vom Gebäude links durch die Gartenmauer; die vordere Hausthüre, zu welcher eine Freitrepppe führte, ward nur am frühen Morgen zur Kaffeestunde, und des Abends, wenn man im untern Salon Thee trank und die Spaziergänger und Equipagen auf der Promenade mustern wollte, geöffnet, die Thüre nach

den Treppen zu den oberen Etagen führte vom Garten in das Haus. —

Jorster ward von den Seinigen mit einem Schwall forcirter Liebfosungen und Zärtlichkeitsbetheuerungen empfangen. Man hing sich ihm an Hals und Hände, ein Glückwunsch überflutete den andern, und die feierlich Bewegten schlossen nicht eher Waffenstillstand, als bis er erschöpft um Gnade bat, sich losriß und seinen Sitz an der gedeckten Tafel mit Sturm einnahm.

Jorster war nicht leicht zu rühren, aber doch schwach genug, die Hälfte all' dieser Liebeszeichen für baare Münze zu nehmen. Er schalt sich darum jedes Mal an diesem Tage innerlich aus, daß er so vieler Herzlichkeit gegenüber nicht einer größeren Theilnahme fähig sei, und daß er so oft mit Widerwillen zu einem Feste gehe, das seinen Verwandten doch so offenkundig zur Freude gereichte.

Jetzt, wo er Platz genommen, war es auch an der Zeit, ihn, wie üblich, mit Weibgeschenken und Ueberraschungen zu bestürmen. Sein Sitz war bekränzt, und vor ihm in einem krystallinen Pokale funkelte sein Magenwein. Zuerst trat Ottokar hervor, und recitirte ohne Anstoß ein Gratulationsgedicht; dann überreichte Miranda ein prächtig gesticktes, und wie sie sagte, selbst verfertigtes Ruheklissen. Wer

übrigens die Entstehungsgeschichte dieses Ruhetiffens hätte verfolgen wollen, der hätte seinen Ursprung in einer engen Dachstube aufgefunden, und in seiner Schöpferin ein bleiches Mädchen, die Tochter einer kranken Mutter, und als ersten Besizer desselben den Herrn eines Modemagazins erkannt. — Rinaldo präsentirte eine Zeichnung, den Garten des Oheims und dessen Lieblingslaube darstellend, die er selbst vollendet haben wollte. Er hatte in der That, um das Bildchen zu vollenden, das ihm ein guter Freund geliefert, am untern Rande seinen Namen eingekritzelt. — Die Mutter endlich, als vielbeschäftigte Hausfrau, lieferte kein Erzeugniß ihres Fleißes, sie herzte dafür aber noch ein Mal den Schwager und küßte ihn, und vergoß einige Nührungsthränen, welche auch ihres Schlußeffectes bei dem alten Junggesellen nicht verfehlten. —

Die Tafel war mit seinen Lieblingsgerichten, seinen Lieblingsweinen besetzt; das Mahl war im Verhältniß zu der Monateinnahme der Witwe selbst für diesen Festtag zu luxuriös — das mußte er sich selbst gestehen, aber er wußte doch auch, daß der Ausfall immer nur ihn treffen könne, und daß er mit einem Extrazuschuß wieder das Gleichgewicht herstellen müsse. Ein für allemal hatte er sich die Einladung einer größern Gesellschaft, wozu man früher

nicht übel Lust gehabt, verboten; das Fest mußte ein rein familiäres bleiben. Ungern verzichtete freilich Madame Forster darauf, eine Veranlassung zu haben, wo sie sich wieder im alten Glanze zeigen, den Leuten ihr gutes Einvernehmen mit dem Oheim, und die dereinstige Wiedererhebung ihres Hausstandes vor die Augen führen konnte. Dergleichen wäre auch besonders geeignet gewesen, Gläubiger zu beschwichtigen und den Credit neu aufzufrischen.

Das Mahl war sehr heiter — heiter besonders für Forster, der nicht nöthig hatte Etwas zur Unterhaltung beizutragen, denn man gab sich allseitig die erdenklichste Mühe, ihn in die rosigste Laune zu versetzen. Besonders war es Miranda, die ihre Witzraketen, ihre satyrischen Blitze spielen ließ. Klug genug richtete sie dieselben nach Außen, und gegen Persönlichkeiten und Verhältnisse, die, wie sie wußte, der Dunkel nicht in Affection genommen hatte. Auch milderte sie nach Kräften, und goß sofort das Del einer affectirten Gutmüthigkeit auf die geschlagenen Wunden, so daß der Dunkel zwar häufig zum Lachen über sein »satyrisches Kind« genöthigt wurde, nie aber der verborgen liegenden unweiblichen Lieblosigkeit auf den Grund zu kommen Veranlassung fand.

Die Tafel ward nach einer Dauer von drei Stunden aufgehoben, doch blieb Forster nach seiner Ge-

wohnheit noch sitzen und schwagte mit dem kleinen Ottokar; die Uebrigen gingen ab und zu; die Schwägerin brachte den Kaffee, Rinaldo erhielt einen Besuch auf seinem Zimmer, Miranda verfügte sich in's Empfangszimmer und probirte eine neue Etüde auf dem Flügel — dann sprang sie in den Garten hinab, wo sich einige Freundinnen aus der Nachbarschaft eingefunden hatten, auch der Knabe entließ endlich und Forster saß zuletzt allein, da die Schwägerin von der Magd abgerufen worden war.

Er hatte seinen Mittagesschlaf übergangen, dieser wollte sich jetzt geltend machen. Darum erhob er sich, und beschloß sich heimlich zu entfernen — er hatte seinen Wagen nur für den Fall bestellt, daß er um sieben Uhr nicht nach Hause zurückgekehrt sein würde. Nach dem reichlichen Mahle schien ihm die kleine Bewegung bis an's andere Ende der Stadt zuträglich — er verließ daher geräuschlos den Speisesalon, und suchte im Vorzimmer seinen Hut. Hier fand er ihn nicht, sondern in einer Nebenstube, die nur durch eine Tapetenthüre vom Salon getrennt war und dem kleinen Ottokar und der Mutter als Schlafgemach diente. Eben wollte er sich auch von hier zurückziehen, da belehrte ihn ein Blick durchs Fenster, daß der Himmel, welcher bereits einige Zeit mit Regen gedroht, seine Wolken geöffnet, und daß es nun un-

möglich sei, nach Hause zu gehen. Links vom Eingang nach dem Vorsaal, an der Wand, stand ein Sopha, dies, so wie die Dunkelheit der Stube lud gar zu verführerisch zu einem Schläfchen ein. Forster setzte sich nieder, machte sich bequem und wollte sich einem behaglichen Schlummer hingeben.

Zwischen Schlafen und Wachen hörte er, wie die Familienglieder alle nach und nach wieder in den Speisefalon zurückkehrten, und vernahm durch die dünne Thüre jedes Wort ihrer Unterhaltung. Zuerst erschienen Miranda und Ottokar, die der Regen aus dem Garten vertrieben hatte, dann die Mutter und zuletzt Ninaldo. Es entwickelte sich sofort das nachfolgende Gespräch, von welchem Forster, da sein Inhalt ihn schnell ermunterte, kein Wort verloren ging.

„Ist der Onkel schon fortgegangen?“ fragte die Mutter im Hereintreten.

— „Ich weiß nicht,“ sagte Miranda kurz und ärgerlich.

„Er ist fort,“ versicherte der Knabe, „ich hörte die Klingel an der Gartenthüre schellen.“

„In dem Regen!“ bemerkte die Mutter, „er wird es übel genommen haben, daß Ihr ihn allein gelassen habt. Du könntest übrigens auch bleiben, Miranda! Dein Clavierpiel wäre Dir nicht davon

gelaufen. Er hört Deiner Unterhaltung am liebsten zu.«

— »Ach, Zärtlichkeit und kein Ende!« warf Miranda giftig ein, »ich habe mich schon bei Tische mehr als aufgeopfert. Da beten wir ihn an, wie einen Dalgögen und was haben wir davon?«

»Bedenke, wir haben doch Rücksichten,« versetzte die Mutter, »Du bist ärgerlich, liebe Miranda!«

— »Ja ich bin ärgerlich, weil mir nachgerade die Geduld ausgeht. Jahr für Jahr vergeht, und wir kommen keinen Schritt weiter. Der Onkel kann noch zwanzig Jahre leben und dann — dann bin ich eine alte Jungfer. Da feiern wir mit aller Gewalt jeden Geburtstag, und er, er lebt so regelmäßig, daß auf einen hilfreichen Schlagfluß gar nicht zu rechnen ist.«

»Ja, das läßt sich einmal nicht ändern, liebes Kind,« sagte die Witwe, die ihrer Tochter gegenüber stets eines nachgiebigen Tones sich befleißigte — »was kann ich dazu thun?«

— »Sie können resolut mit ihm sprechen,« geiferte Miranda.

»Ich? Und —?«

— »Es ist eine Schande, wie er seine nächsten Blutsverwandten und künftigen Erben behandelt!

Gäbe er mir die vierzigtausend Thaler Aussteuer, so würde mich der Baron Schnadrinsky heirathen. Er könnte die Schulden auf seinem Gute bezahlen, könnte sich bei Hofe zeigen — er ist Kammerjunker — und dort pouffiren. In der elenden Mittelstadt hier ist nichts anzufangen — wir Beide sind nur für die Residenz!»

»Es ist dieselbe Klage, die ich zu führen habe,« sagte mit leichtem Tone Rinaldo, der sich an den Tisch gesetzt hatte und mit den Fingern darauf herumtrommelte, »nur daß meine Ansprüche bescheidener sind: ich verlange vor der Hand nur zehntausend Thaler. Ich kann einmal nichts als Theaterintendant werden — zu etwas Anderem habe ich weder Lust noch Talent. Am herzoglichen Theater zu L** ist die Stelle erledigt: ich erhielt sie, aber mußte hin, mußte dort auftreten, mich präsentiren, mich pouffiren — einige hilfreiche Hände vergolden. Der Hofmarschall ist mein Freund, hat mit mir studirt, will mich protegiren. Aber arm, wie ein Lump, darf ich nicht kommen! In zwei bis drei Jahren hätte ich ein paar Orden, später würde ich geadelt: meine Carriere wäre gemacht und die Familie hätte Ehre davon. — So aber soll ich mein Examen machen, in den elenden Staatsdienst treten, ein Actenschmierer werden, und nach acht bis zehn Jahren ein

Gehalt von sechshundert Thalern erlungern. — Profit — das war mir an der Wiege nicht gesungen!»

»Meine lieben Kinder,« fiel die Mutter ein, »darin stimme ich ja mit Euch überein, daß der Onkel der abscheulichste Filz, der ausgetrocknetste Geizhals ist. So ein alter Junggesell hat kein Herz. Er kann, wie der Hund Phylax in der Fabel, den Mamon nicht selber verzehren, und dennoch mag er sich nicht davon trennen. Da war Euer seliger Vater anders — der gab mit vollen Händen.«

»Es ist eine Schande,« grollte Miranda, »welche erbärmliche Rolle wir spielen — gegen sonst: der Onkel beinahe ein Millionär — und wir leben wie eine Professorsfamilie.«

»Ja, liebe Miranda!« fuhr die Mutter fort, »mich hat der Streich am härtesten getroffen. Wenn meine stolzen Eltern noch lebten und sähen das Elend ihrer einzigen Tochter! Gaben sie doch ihre Einwilligung zu der Mesalliance, zu der Heirath mit Eurem Vater, nur in der Voraussicht, daß ich glücklich sein würde. Euer Vater war reich, und das ließ seine Abkunft vergessen. Sie glaubten mich glänzend versorgt. Nun haben wir's! Der kleinste Grundbesitzer hat eine sichrere Zukunft, als der größte Kaufmann.«

»Meine schönsten Jahre gehen hin,« zürnte Miranda, »und schon jetzt glaube ich in den Augen der

Leute die menschenfreundliche Bemerkung zu lesen:
»Die wird auch sitzen bleiben.« — Und wen hat er mir vor zwei Jahren zum Gemahl vorgeschlagen? Einen ungeschlachten Fabrikanten, mit Händen so groß wie Barentagen und einem Anstand wie ein Fuhrmannswagen! — Dem wollte er ein bedeutendes Kapital zur Vergrößerung seines Geschäftes geben. Es war gerade ein Handel und eine Zumuthung wie bei der armen Laffarge. — Aber für meinen Baron hat er kein Geld. Wenn der nur die Schulden bezahlen kann, so hat er wieder Credit und macht seine Carriere. Prinzessin Julie ist noch immer entzückt von seinem Tenor — die Cousine Hofdame hat's ihm erst kürzlich geschrieben. Aber ohne Geld kann er seiner Gläubiger wegen nicht wieder in der Residenz auftreten.«

»Ich bin manchmal so fuchsteufelswild,« rief Nivaldo, »daß ich den alten Böfewicht durchhauen möchte, der uns auf eine so niederträchtig böshafte Weise dasjenige vorenthält, was uns als nächsten Verwandten von Gottes und Rechtswegen gehört und uns einmal nicht entgehen kann. Der Mensch will ja ewig leben, und so lange er lebt, rückt er auch nicht mit einem rothen Heller heraus. Andere Leute haben das Glück, daß ihnen die reichen Verwandten zur rechten Zeit sterben, und so werden sie des erbten Gutes doch noch froh.«

„Das sage ich ja immer,“ keifte Miranda, „wenn er sein Vermögen auch auf sechs- und auf siebenmal hunderttausend Thaler hinaufbringt: was nützt es uns, wenn er aus Malice achtzig Jahre alt wird. Dann dient es uns auch nicht, dann haben wir die Empfänglichkeit für den Genuß verloren. Es ist ein schlimmer Trost, Stirn und Hals erst dann mit Diamanten schmücken zu können, wenn die Wangen schon entfärbt, der Nacken fahl und faltig geworden ist. Der Jugend gehört das Leben, der Genuß und der Schmuck!“

„Da hat es,“ meinte Rinaldo, „der Ottokar noch am besten, der kann warten; aber ich und Du, Schwester, wir vergehen in der verfluchten Entfagung und Einschränkung unsere besten Jahre. Ich möchte mir manchmal eine Kugel durch den Kopf jagen; — aber was hilft's, den alten Sünder würde das eben so wenig rühren, als er zu rühren war, da ich den wunderschönen englischen Fuchs, den der Major Brandel im Pharo verloren, für ein Spottgeld kaufen konnte.“

„Im vorigen Winter,“ setzte die Mutter seufzend hinzu, „als er das Schleimsieber hatte — da hoffte ich, daß sich Gott unsrer erbarmen würde; aber er ist jetzt frischer und gesünder als je. — Und ich würde nicht so sehr klagen, wenn er nur unser Haus-

wesen nicht so knapp hielte. Wir müssen uns ja einschränken, daß es eine Schande vor der Welt ist. Zudem das Schuldenmachen und die ewige Angst, daß er Etwas davon erfährt. Wenn er uns nur jährlich vier oder fünftausend Thaler gäbe — es ist eine Kleinigkeit für ihn — daß man ein Haus machen könnte. Das lockt Freier herbei und für Rinaldo fände sich auch eine Partie.«

»Ich wünschte,« schalt der geniale Intendant Rinaldo, der seine immensen Theaterkenntnisse hinter den Coulissen und in dem Boudoir einiger zweiter Liebhaberinnen geholt hatte, »ich hätte weniger Point d'Honneur und noble Gesinnung — dann beginge ich ein paar schlechte Streiche und machte ihm Schande. Meinetwegen könnte er sich aus Hochmuth zu Tode ärgern.«

»Das wär' noch das Einzige,« warf Miranda ein, »womit man ihm drohen und imponiren könnte. Im Uebrigen hilft all' unser Wehklagen und Klammernisspsalmodiren zu nichts. Ich begreife nur nicht, wie wir uns so lange verstellen, so unausgesetzt die Maske der Schmeichelei tragen können, ohne aus der Rolle zu fallen! Das ermüdet entsetzlich, das treibt zur Verzweiflung: — ich halte es nicht lange mehr aus. — Mag er mich enterben — mit meiner Stimme kann ich zur Noth jeden Augenblick zum Theater gehen.«

„Ich werde meinetwegen Kunstreiter,“ rief Miranda, „wenn's nicht bald anders wird.“

„Und ich gehe in's Cadettenhaus,“ sagte der kleine Ottokar, der bisher stillgeschwiegen hatte; „bin ich erst Lieutenant, so brauche ich vom Onkel nichts mehr —: da mag er sein Geld für sich behalten.“

„Ein Lieutenant von der Gage allein,“ spottete Miranda, „und in den glückseligen Friedenszeiten — auch ein beneidenswerthes Loos!“

„Hätte er noch eine Haushälterin,“ bemerkte Miranda, „so wär's möglich, daß ihn diese zu Tode ärgerte und unter die Erde brächte: so aber hat er seit funfzehn Jahren den alten Schurken, den Feldmann, als Factotum bei sich, und dieser und seine Frau pflegen und warten ihn, wie ihren Augapfel, weil's ihr Vortheil ist, je länger er lebt.“

„Was Ihr da sprecht, liebe Kinder!“ sagte die Mutter in klagendem Tone, „das fühle ich als Mutter doppelt tief und doppelt schmerzhaft. Trage ich doch alle Entbehrungen, alle Erniedrigungen so standhaft und geduldig nur Euch zu Liebe. Es ist schmachvoll, daß wir da betteln müssen, wo wir fordern könnten, hätte der Onkel eine weniger harte, weniger zähe und verschlossene Gemüthsart. Besäße er mehr Religiosität, so könnte man sich an einen Prediger, Einen von den Frommen wenden, damit er ihn be-

arbeite. Aber er haßt den Pietismus und die Conventikel. Das war schon früher mein Plan; die Maske wäre uns nicht schwerer gefallen, als jede andere. So aber bleibt uns nichts übrig, als zu dulden und zu tragen.«

»Und das hat bei mir die längste Zeit gewährt,« rief Miranda, und verließ den Salon. — Bald darnach hörte man sie im Empfangszimmer wild auf dem Piano fantaisiren.

»Ich habe mich geärgert,« sagte Rinaldo, »ich will ins Casino gehen, um mich zu zerstreuen.« Er entfernte sich nach diesen Worten.

»Ottokar,« sprach die Mutter, »willst Du nicht zu Bette? Es ist schon spät — und morgen früh wirst Du doch um fünf Uhr aufstehen, und mit dem Lehrer auf den Schmetterlingsfang gehen.«

»Ja, Mutter,« versetzte der Knabe »das hätte ich fast vergessen. Aber einen Thaler muß ich haben, weil wir bis zum Abend auf dem Lande bleiben.« —

— Die Tapetenthüre öffnete sich — Mutter und Sohn traten herein — sie hatten kein Licht mit. Forster, den das Gehörte in eine fieberhafte Aufregung versetzt hatte, saß sich und gab kein Lebenszeichen. Bei der Finsterniß ward er in seiner Ecke nicht bemerkt, — er wagte kaum zu athmen — für

den Fall, daß ihn die Schwägerin oder der Knabe doch entdeckte, wollte er sich schlafend stellen, und sich soweit bemätern, daß man glauben sollte, er habe von der ganzen Unterredung kein Wort gehört. —

Die Mutter entkleidete den Knaben im Dunkeln, dann sagte sie: »Willst Du nicht beten, Ottokar?«

»Ja Mutter — ich will beten, daß der liebe Gott den Dinkel bald zu sich nimmt, und daß es uns dann besser geht.«

Die Mutter erschrak, daß der Knabe so naiv das als Gebet aussprach, was sie als leisen Wunsch im Herzen hegte, und versetzte: »Nein, Ottokar! man muß niemals Gott bitten, daß er einem Nebenmenschen den Tod schickt. Das hieße das Schicksal herausfordern. Aber Du kannst beten, daß uns Gott recht bald Hilfe schickt, und unser Glück verbessert. Gute Nacht, mein Sohn.« — »Ja,« entgegnete der Knabe gutmüthig, indem er sich ins Bett legte, »wenn wir den Dinkel nicht hätten, würde es uns noch schlimmer gehen.« Die Mutter entfernte sich nach dem Salon zu. Der Knabe murmelte noch einige Worte — dann entschlief er fest. —

Forster lauschte. Seine Schwägerin war in die obere Etage gegangen — Miranda lärmte noch auf dem Flügel — sonst war Alles still. Berthold nahm seinen Hut, öffnete leise die Thüre nach dem Vor-

saal, gewann auf den Zehen schleichend die Treppe, und verschwand so ungesehen und ungehört aus Haus und Garten. —

In wilder Aufregung eilte er der Promenade zu, ungestümen Schrittes schlug er die düsterste, schattigste Partie ein — es regte sich in seiner Brust Etwas, wie Menschenhaß. Es war Abend geworden, der Regen hatte aufgehört, in den feuchten Boskets zogen leuchtende Johanniskäfer hin und wieder, Baum und Pflanze schlummerten; der Himmel färbte sich wieder blau und ließ seine Sterne schimmern — in die ganze Natur war Ruhe und Labung zurückgekehrt, aber in Bertholds Busen stürmte es, ein bitterer Krampf zog sein Herz zusammen, und seine bleichen Lippen murmelten dumpf: »Undank — Undank! Was wollen die Schlangen an meiner Brust!«

Er hatte sich raschen Laufes bis in die entlegenste Partie des Wallgrabens verloren, da wo dichtes Gebüsch und Irrwege zur Rechten steil nach der Promenade führten, während links die alten Festungsmauern mit den noch erhaltenen Wartthürmen aufragten, die schon lange in bescheidene Wohnungen verwandelt worden waren.

Hier warf er sich in einem Bosket auf eine Bank — rings war es todtenstill, kein menschlicher Fußtritt belebte diesen entlegenen Theil der Stadt

— hier konnte er sich seinen herben Gedanken, seinen empörten Gefühlen ungestört hingeben.

„Also wäre es doch wahr,“ sagte er für sich, „die Liebe wohnte nicht vorzugsweise bei Verwandten, nicht bei Denen, die eines Blutes, einer Abstammung mit uns sind. Du solltest sie eher in einer fremden Brust finden, in dieser dein Echo suchen, das wiederklingt aus einer Welt, die wir vordem schon bewohnt, und wo wir bekannte Geister gefunden. — Und ich war Thor genug, da wo mein Herz nicht sprach, es zwingen zu wollen, die Liebe für eine Pflicht zu halten, die ich ihnen, den Undankbaren, den Herzlosen, als Vermächtniß meines todtten Bruders zu schulden glaubte. — Und sie lauern auf meinen Tod, verwünschen jede Stunde meines Daseins, beten zu Gott um mein baldiges Ende! Nur in des Knaben Brust regte sich noch ein billiger Wunsch, die Andern all, verdorben, gemüth- und gesinnungslos, hatten nur Verwünschungen für mich! — Ich — ich ein herzloser, ausgehörter Geizhals, ich ihr Quäler und Peiniger, der ihnen das Dasein verbittert! Ich darum ein Elender, weis ich ihnen die Mittel zur Verschwendung und zum endlichen schwachvollen Untergange nicht frühzeitig genug in die Hände geben will! Wie sie durch ihre tolle Wirthschaft meinen armen, schwachen Bruder in den Tod

gejagt, so gedenken sie mich auch erst an den Bettelstab zu bringen, genügte ich all' ihren wahnsinnigen Ansprüchen — und dann in Verzweiflung zu stürzen. — Kein Funken von Liebe, von Erkenntlichkeit, von freundlicher Regung in ihrer Brust, Alles Maske, Alles scheußliche Verstellung! Nur mein Geld wollen sie, mein Geld, das ist ihre Seligkeit — darum mag ich zeitig und ewig untergehen. — Und zu welchen edlen Zwecken! Er — um es mit Komödiantinnen zu vergeuden, sie — um es mit dem liederlichen, nichtswürdigen Baron zu verschwenden in der Residenz, die den Wüßling und Spieler ausgestossen! — Die würdige Mutter dieser Kinder aber möchte nur mit Festlichkeiten und Gastgelagen prunken!« —

»Du weißt es, mein Gott!« fuhr er nach einer Pause mit gebrochenem Herzen fort, »wie ich nur zu ihrem Heile gespart, wie ich mir gelobt, ihnen dereinst Alles zu geben, was ich besitze. Aber sie sollten durch Bescheidenheit, durch Fleiß und Ergebung sich des künftigen Reichthums würdig machen, sie sollten den Ernst des Lebens erkennen lernen, auf welchen sie das Schicksal mahnend hingewiesen; sie sollten erstarren in Entsagung und Bescheidenheit, sie sollten Liebe lernen. — Mein Eid ist gelöst — ich werfe den Wahnglauben an Verwandtenliebe, an

Verwandtenpflichten von mir — in meinem Herzen haben diese Menschen fortan nur eine fremde Stätte. Mein Gut soll ferner nur da Thränen trocknen, wo die unverschuldete Noth, das unverdiente Elend weint; nur der Arme soll mein wahrer Bruder, der Unglückliche mein wirklicher Verwandter sein. — O barmherziger Himmel, was Alles gleißt nicht auf Erden mit dem heiligen Namen Liebe! — Meine Seele ist den Elenden fremd, verhaßt, und nur mein Geld besitzt ihre Reizung!

Er versank in tiefes Hinbrüten, ein tiefes Weh durchschnitt seine Brust — da lösten sich Thränen von seinen Augen und erleichterten seinen gewaltigen Schmerz.

»Fünfzig Jahre alt,« fuhr er wehklagend fort, »und kein Wesen auf der Welt, das mich liebt — die größere Hälfte des Daseins hinter mir, und noch kein Sonnenschein! Nicht einmal die milde Abendröthe, auf die ich gehofft! — Ach, ich hatte einmal einen sonnigen Tag, und den habe ich selbst verschweicht, aus eitlem Stolze und um der Mutter willen, und um derenwillen, die mir jetzt so schrecklich lohnen. Wäre ich damals stärker gewesen, das Weh würde mich jetzt nicht so tief beugen. — Es geht abwärts mit mir — heut' fühl' ich es zum ersten Male wahr und tief! Und scheiden müssen ohne

Liebe?! Jetzt miß' ich die Verschmähte bitter! —
Ich glaubte, das Leben wär' auch ein Leben — selbst
ohne Liebe: ich Thor!« —

Er blickte zum Himmel empor, da traf sein Auge
den nächsten der bewohnten Wartthürme — Licht
schimmerte aus den kleinen Fenstern, ein Schatten
schien sich hinter demselben zu bewegen.

»Sophie!« seufzte er nach einer Pause, — »dort
wohnt sie, die ich verschmäht, getäuscht — betrogen
um ihren Lebensfrühling und um den Sommer auch;
dort waltet sie in ihrem milden Schmerze, die ver-
blühte, zweiunddreißigjährige Jungfrau, wirkt still
und anspruchslos, arbeitet, unterrichtet Kinder in
Sticken und Nähen, und — wird geachtet trotz ihrer
Armuth. Ja, es gibt eine Armuth, die selbst uns
stolzen Geldleuten Achtung abzwingt! — Ich könnte
ihre trüben Tage verschönern mit dem Glanze mei-
nes Geldes — wäre nicht die Schaam, die falsche,
nein! die gerechte Schaam. — Ich stahl ihr Liebe
und — will ihr Geld geben! Ihre Geschwister alle
wirken in ehrenvoller Beschäftigung: sie hätten mei-
nem Hause also keine Schande gemacht. — Ach, die
Thränen, die meine funfzigjährigen Augen weinen,
ich habe sie verschuldet — weil ich Sophiens Thrä-
nen nicht getrocknet. Nach der Liebe wein' ich jetzt,
die ich herzlos von mir gewiesen, an deren Heilig-

keit und Dauer ich nicht geglaubt! — Ich bin ein recht armer Mann geworden!“ — —

Er versank in düsteres Hinbrüten — Seufzer auf Seufzer entranken sich seiner Brust — es war tiefe Nacht um ihn, nur das Wasser rauschte melancholisch von der Böschung der alten Sternschanze in das Bassin, die Heimgenossen fangen und die Sterne flimmerten mild und matt vom blauen Himmel. Ihm war's recht todesweh im Herzen, und doch stimmte diese mitternächtige Einsamkeit zu seinem tiefen Leide. Nur hier konnte er sich ungestört ausweinen, hier seine Klagen lösen von dem gepreßten Herzen. Er fühlte es nicht, daß feuchter Dunst aus den Gräben und Gebüsch emporstieg, daß der Thau sich kältend an seine Kleidung legte: in seinem Innern glühte es und pochte an das Herz, das er längst gestählt glaubte gegen alle Leidenschaften. — Immer noch hing sein Auge an dem Licht in dem kleinen Fenster, und seine Seufzer bildeten eine Brücke, auf welcher die Neue hinaufklimmte in das ärmliche Gemach. —

Jetzt verlöschte sie das Licht! Er athmete tief auf. »Sie geht zur Ruhe,« flüsterte er, »und betet den Abendsegen: einen andern wohl, als sie den Knaben beten ließen. O Sophie ist gut, sie hat meiner gewiß schon im Gebete gedacht und mir ver-

ziehen. Sie konnte nur lieben, nicht hassen. — Aber —« fuhr er plötzlich auf, sich ermannend, »wenn es noch nicht zu spät wäre — wenn sie wollte, wenn ich Alles — nicht Alles, doch Vieles, Vieles wieder gut machen könnte!? Ich bin fünfzig Jahre, aber ich bin gesund, kräftig, man lobt mein blühendes Aussehen — und Sophie ist noch schön. Man würde wohl staunen, aber lächerlich würden wir der Welt nicht erscheinen. Noch ältere Männer haben sich vermählt und — die Welt, Thor! was kümmert dich die Welt, wenn deine Welt in ihrer Brust allein ist!« —

»Ja, es sei gewagt!« rief er, sich plötzlich auffassend, »der Muth zu einer redlichen That darf nie zu spät kommen; — und wenn, wenn sie mich verschmäht: ich werde doch ruhiger sein in meinem Innern — ich werde es als Buße hinnehmen für ein noch ungesühntes Vergehen! Meine späte Reue kann sie doch nur rühren und sie vielleicht versöhnen. Möge sie die Ueberzeugung gewinnen, daß ich nicht hart, nicht herzlos, daß ich nur ein Thor gewesen, dem die Convenienz des Lebens, der eleganten Welt mehr galt, als das Heiligthum der Gefühle. — Sophie! ich bete zu dir jetzt, wie zu einer Heiligen — rette die kleinere Hälfte meines Lebens, gib mich der Menschheit wieder und dem Leben, wie es Gott

geschaffen — nicht wie es Rang und Vorurtheil, Haß und Intrigue verhunzt und in Banden geschlagen!«

Er erhob sich rasch und eilte nach seiner Wohnung. Feldmann empfing ihn mit sichtbarer Besorgniß. Der Kutscher hatte seinen Herrn nach der bestimmten Stunde mit dem Wagen bei der Schwägerin abholen wollen, dort aber den Bescheid erhalten, Forster habe das Haus schon vor mehreren Stunden verlassen. Seit mehreren Jahren war der Herr nicht so spät nach Hause gekommen. Dem alten Kammerdiener fiel das verstörte, aufgeregte Wesen seines Herrn auf, doch wagte er nicht zu fragen, weil der Herr dies nicht liebte.

„Zu Bette!“ dies waren die einzigen Worte, welche Forster sprach, als ihm der Diener voranleuchtete. Stumm ließ er sich entkleiden, winkte Feldmann sich zu entfernen, und warf sich auf sein Lager.

Aber der Schlaf flog seine Augenlider. — Er hatte am Morgen dieses Tages in einem Dichter gelesen. Eine mystische Stelle darin, die ungefähr lautete:

Wer das Beständige erwählt, baut fest,
Doch glücklich auch, wer sich dem Zauber
Des Flüchtigen ergeben,

hatte sich seiner bemächtigt, war ihm im Verlaufe des Tages mehrmals vor das Gedächtniß getreten, sie kam wieder und summtete ihm vor den Ohren.

„Was ist mir das Beständige,“ fragte er, „und was das Flüchtige? — Ich Thor, ich glaubte das Beständige gewählt zu haben und hatte den Kreislauf meiner Lebenstage bis an den Grabesrand gezeichnet, fest, unabänderlich. Das war zu früh und ein Irrthum. — Und sollte meine Wahl, zu der mich Nothwendigkeit und Gewissen — Eins ist das Andere hier — treiben, das Flüchtige sein und seinen Zauber haben, noch einen seligen Genuß für mich!?“

Es wogte und schwärmte in ihm, vergebens mochte er heut den Schlaf suchen. Er erhob sich, hüllte sich in den Schlafrock, machte Licht und setzte sich an seinem Schreibtisch.

Er schrieb an Sophien ein Billet, worin er einfach um die Erlaubniß eines Besuches bat. — Nachdem er vollendet, war ihm, als wälze sich eine Bergelast von seiner Brust — er wandelte geraume Zeit in der Stube auf und ab; die Luft schien ihm schwül und drückend — das Zimmer lag nach der Mittagsseite. Er öffnete die Thüre und trat leise auf den kühleren Vorsaal hinaus. Hier öffnete er ein Fenster und lehnte sich hinab in die mildere Luft, die von der offenen Landschaft herüberwehte. Am

Himmel stand das bleiche Mondesviertel, dessen Licht mit dem rothigen Streifen des aufbrechenden Tages kämpfte. In den fernen Büschen, am Ufer des Stromes entlang regten sich einzelne Vogelstimmen — die Sterne verblaßten allmählig.

So mochte Forster etwa eine Stunde geweilt, gesonnen und geträumt haben — da mußte er zum zweiten Male binnen vierundzwanzig Stunden unwillkürlicher Behorcher eines interessanten und überraschenden Gespräches sein. Unter ihm, in der Mezganine, wohnte sein Kammerdiener Feldmann und dessen Frau. Sie hatten ihr Fenster während der Nacht offen gelassen. Eben erwachten sie und überließen sich arglos einem vertraulichen Gespräche, das laut geführt wurde. Forster erfuhr durch dasselbe, wie ihr Sohn, der Handlungscommis, zweihundert Thaler aus der Kasse seines Herrn genommen und diese am vorigen Sonntag im nahen Badeort H^o an der Bank verloren habe. Wurde der Defect nicht bis Sonnabend ersetzt, so entdeckte der Chef die Veruntreuung und der junge Feldmann wurde, wenn nicht den Gerichten übergeben, so doch wenigstens mit Schimpf und Schande aus dem Dienste gesagt. Diese zweihundert Thaler mußte Feldmann borgen, wie dieselben aber wieder zu decken, das war der Gegenstand der weiteren Berathung unter den Eheleuten.

Seinen Herrn um das Geld anzugehen durfte Feldmann nicht wagen — bei dessen strengen Grundsätzen mußte er riskiren, des verworfenen Sohnes wegen den eigenen Dienst zu verlieren.

»Ja — da ist keine andere Hilfe,« sagte die Frau — »Du mußt wieder aufschlagen.«

»Aufschlagen — aufschlagen,« versetzte der Mann, »es wird schon zu arg und ich fürchte, er merkt's. Zahlt er doch ohnehin schon Alles doppelt: Holz, Licht, Fleisch, Kaffee, Zucker, Wein. Die Rechnungen salz' ich genug — wie, wenn ihm Jemand die Augen öffnet? Die Sachen sind zwiefach theuer und mitunter schlecht. Ich bin nur froh, daß er nicht dahinter gekommen ist, daß der neue Wagen eigentlich ein alter, den Wagenbauer und Schmied so sauber herausgeputzt haben. — Alles muß seine Grenzen haben, liebes Weib! Wir riskiren ein gewagtes Spiel, der verfluchte Junge verdient eigentlich, daß ich ihm den Hals umdrehe.«

»Ach, lieber Christian!« beschwichtigte die Frau, »es ist doch unser einziges Kind, unsere Hoffnung im Alter. Jeder macht seine Jugendstreiche und Fridolin wird's nicht wieder thun; er hat es mir heilig versprochen. — Wenn Du jeder Rechnung nur ein kleines Pöstchen zuschreibst, so hätten wir in

zwei Monaten die zweihundert Thaler erspart und könnten sie abzahlen.«

„Wie gesagt, es ist riskant,“ war die Antwort, „und die Augen können ihm einmal aufgehen und unser Brot ist gebacken. Bedenke doch, welchen guten Dienst wir auf's Spiel setzen! — Mit irgend einem Vorwand darf ich ihm so bald nicht kommen; dann dürfen wir ihn auch nicht ermüden, denn wenn sich Fridolin etablirt, muß der Alte doch ein Capital vorschießen. Und das thut er schon — zum Geschäft gibt er bereitwillig Geld her; aber nicht zum Luxus — darum hält er auch die Schwägerin kurz -- am wenigsten dürfte er Lust haben zu bluten, damit Fridolinchen Pharo spielen und die Ehrensuld, oder vielmehr das gemauste Geld, ersetzen kann.“

„Gib Acht, er merkt's nicht,“ tröstete die Frau, „Gott wird uns auch diesmal durchhelfen und ihn mit Blindheit schlagen. Von dem bloßen Salair könnten wir doch nicht bestehen und viel weniger Fridolinchen einen Zuschuß geben, daß er sich unter den jungen vornehmen Leutchen sehen lassen kann. Der Junge will doch seiner Zeit auch eine gute Partie machen. Vielweniger könnten wir uns Etwas auf die Zukunft ersparen. Dienstleute sind überall auf einen Nebenprofit angewiesen. Wozu haben's die reichen Leute, als zum Ausgeben? Wer in seines

Herrn Tasche spart, legt ein Capital auf ungewisse Hypothek an.«

»So lange er lebt,« meinte der Mann, »kann es uns freilich nicht fehlen — es ist nur auf den Fall seines Todes eine kizliche Sache. Wenn ich wüßte, daß er ein Testament gemacht und uns darin tüchtig bedacht hat, da könnte er meinetwegen morgen sterben — da hätte er schon im vorigen Winter in's Gras beißen können. Lebt er lange — nun da sind wir auch geborgen — denn wenn nichts an's Licht kommt, schickt er uns nicht weg; dazu hat er gar nicht den Muth. Aber wenn er etwa plötzlich stirbt, wenn ihn einmal der Schlag rührt, wie seinen Vater, mit dem er viel Aehnlichkeit hat — und kein Testament findet sich vor, dann erbt die Familie Alles und wir — sind geprellt! — Ich muß mir die Sache mit den Rechnungen erst überlegen, vor allen Dingen darf ich nicht faust dick kommen; vielleicht fällt mir auch etwas Anderes ein. Auf jeden Fall wird er bluten müssen, aber wie!«

»Der Markscheider borgt Dir ja das Geld,« gegenredete die Gattin, »hast ihm ja die Holzlieferung verschafft und die für den Stall: der mag sich auch seine Pfeifen schneiden — uns freilich sagt er's nicht.«

— »Ich denk', er schlägt mir's ab. Er leiht

nur auf hohe Zinsen und die schämt er sich von mir zu verlangen.«

»Dann bringst Du ihn um die Kundschaft — sag' ihm das gerade heraus; ein Anderer gibt Dir sofort das Geld, wenn Du ihm all' die Lieferungen verschaffst, und nicht etwa als Darlehen, sondern als Geschenk. Du bist zu gewissenhaft, mußt mit den Leuten nicht so viele Umstände machen. Wir sind einmal die Thüre, durch welche der Weg in dieses Haus und zur Geldkiste des Herrn geht. — Zudem gehen wir noch gnädig um mit dem Alten, hätte er andere Leute, die würden ganz anders auf ihren Vortheil bedacht sein. Unserer hat noch ein Einsehen.«

»J — ah! ah!« gähnte Feldmann, »wenn ich nur erst die zweihundert Thaler hätte.«

»Die sollst Du haben, ehrlicher Feldmann,« sagte plötzlich Forster, der seinen Ingrimme nicht länger bemeistern konnte, mit starker Stimme, »aber sofort wirfst Du mit Deinem biedern Weibe mein Haus verlassen und nie wieder meine Schwelle betreten!«

»O Jesus, meine Zuversicht!« kreischte die Frau; — Forster rief den Kutscher vom Hofe herauf und warf das Fenster zu.

Hestig schritt er in der Stube auf und ab, die Erbitterung drückte ihn krampfhaft an's Herz, aber

nach einer Weile brach er in ein schallendes Gelächter aus; der Groll ward zur Selbstironie. »Die edlen Seelen haben also,« sagte er, »mich während der Krankheit nur darum so sorgfältig gepflegt, weil sie nicht wußten, ob ich auch ein Testament gemacht habe. — Das ist lustig! da entdeckte ich ja eine gleiche Zärtlichkeit, wie bei meinen liebenswürdigen Verwandten. Wer gibt, säet Liebe, steht in der Schrift. Ich muß es bei der Saat in Etwas versehen haben. Nur die Todten werden gepriesen und vergessen. Ihr Nachlaß ist ein wohlervordenes Eigenthum, das den Erben schon ursprünglich früher gebührt hat, das ihnen unverantwortlich lange vorenthalten worden ist. So lauteten ja die Grundsätze meiner herrlichen Schwägerin, und der liebe Neffe nannte mich fast einen Schurken, weil ich nicht sterben will.« —

Der Kutscher trat herein. Forster gab ihm zweihundert Thaler für Feldmann und dessen laufenden Monatslohn. Er trug ihm auf, dies dem Kammerdiener einzuhändigen und seinen Befehl, das Haus sofort zu verlassen, widrigenfalls er die Polizei zu Hilfe rufen würde. Dann bestellte er den Brief an Sophien. —

Das wackere Ehepaar verließ auch sofort das Haus. Sie ließen durch den Kutscher vorbeitten, der

Herr sollte sie nicht unglücklich machen; sie zitterten vor der Möglichkeit, Forster könnte den Prinzipal ihres Fridolins von der stattgehabten Veruntreuung in Kenntniß setzen.

Es war Berthold, da er die Nichtswürdigen außerhalb seines Hauses wußte, als wehe eine reinere Luft in demselben; es ward ihm leichter um's Herz — dieser Schritt war nothwendig, um den zweiten, schwereren, seinen Verwandten gegenüber zu erleichtern. Daß er von Feldmann und dessen Frau systematisch betrogen wurde, wußte er, aber er war in der That zu gutmüthig, um dies zu rügen. So oft ihn auch die Galle übermannte, er trug sich mit den Vorwürfen herum, bis der Zorn verrauht war, und dann kam kein Wort über seine Lippen. Glaubte er doch, die Anhänglichkeit, welche das Ehepaar zur Schau trug, sei eine wahrhafte, herzliche. — Nun mußte er aber erfahren, daß sie ihn, den Betrogenen und Bestohlenen, dessen Gutmüthigkeit und Langmuth sie anerkannten, noch dazu gründlich verachteten. Der Ton ihrer Unterhaltung ließ auch nicht einen Funken von Rechtsgesühl, von dankbarer Regung erkennen. Den Getäuschten verhöhnten sie innerlich. —

Der Kutscher brachte von Sophien den Bescheid, sie würde in den Abendstunden für Herrn Forster allein zu Hause sein. Als sie das Billet geöffnet,

hatte sie sich verfärbt, sie hatte die Zeilen mehrmal gelesen — ihre Hände zitterten — sie hatte lange mit der Antwort gezögert, endlich gab sie mit leiser Stimme die zustimmende Erwiderung.

— Es war ein harter Gang für Forster, aber er mußte gethan werden. Wie er auch vor der verhängnißvollen Stunde hegte, so ward ihm anderseits doch wieder leichter in der Brust, ihm war als verharbe eine alte Wunde, als ziehe langsam ein dumpfer Schmerz, den er getragen und für den er bisher keinen Namen gehabt, den er nicht einmal erkennen wollte, allmählig von dannen. —

Forster trat in Sophiens Stube. Sie lehnte am Fenster und erwiderte mit tonloser Stimme seinen »guten Abend!« Dann deutete sie auf einen Sessel. Sie schwankte näher und nahm ihm gegenüber Platz — ihr noch immer schönes Gesicht war von Purpur übergossen. —

Forster saß da, das Haupt gesenkt, schweigend, keines Wortes mächtig — und große Thränen ent-rangen sich seinen Augen und rollten die erblaßten Wangen hinab. —

Als Sophie den Einstgeliebten so wieder sah in seiner Zerknirschung, ringend nach Ausdruck und für

denselben nur die Thränen findend, Thränen eines funfzigjährigen Mannes, da thaute ihr Herz auf, das seit Jahren der harten Welt und dem unverdienten Lose gegenüber sich mit einer Eisdecke gewappnet hatte, und sie reichte ihm stumm und mild die Hand.

Er zog sie heftig an seine Lippe und jetzt fand er auch Worte. »Sophie!« rief er, »können Sie — kannst Du verzeihen?«

Er wollte zu ihren Füßen sinken; sie hielt ihn zurück. »Ich habe verziehen,« sagte sie sanft und überzeugend, »es war ja nur ein Jugendtraum — und die Jugend liegt hinter uns.«

»D nein, nein, Sophie!« sagte er — »hinter mir liegt nur die Reue und ein ernstes Gottesgericht — davon zeugen meine Thränen — aber vor mir liegt die Hoffnung, die Versöhnung, und — ein namenloses Glück. Sophie! Ich flehe Ihr Erbarmen an, das kann mich retten von Verzweiflung und Untergang. Späte Buße ist doch immer noch Buße. — Sophie, wollen Sie jetzt noch die Meinnige werden? — ich bettelle jetzt wie ein Elender um dieselbe Hand, die ich früher unwürdig —.« Er vollendete nicht.

»Forstler!« versetzte sie leise weinend, »wir rufen im Herbst den Frühling und die Nachtigallen ver-

gebens — ; wenn diese Aufwallung, die ein mir unbekanntes Ereigniß hervorgerufen, vorübergezogen sein wird, — dann tritt ein Wahn an ihre Stelle, ein Traum, wie damals. Lassen wir, lieber Freund, die Vergangenheit. Die Zeit hat ihre Grabesdecke darüber gebreitet. Die Blumen der entschwundenen Jahre wachen nicht wieder auf.«

»Sie sollen erwachen, beim ewigen Gott!« rief Forster, »ich beschwöre sie mit aller Kraft meiner Seele. Kein Wahn, Sophie! des Lebens tiefster Ernst heischt gebieterisch diesen Schritt von mir, und mein eigenes Herz, Sophie, ist Ihr furchtbarer Nächster geworden. — Nie tiefer als jetzt habe ich gefühlt, daß ich Sie liebe, daß ich nur Sie geliebt habe, stets geliebt. Mein stummer Schmerz hat seine Sprache gefunden und die Neue hat die falsche Schaam von mir abgestreift. Lassen Sie mich zu Ihren Füßen um diese Hand flehen und nicht früher aufstehen, bis Sie mir Trost, Sühnung und ein Glück gewährt haben für meinen Lebensabend, das ich zu verdienen streben werde.«

Sie antwortete nicht, doch lehnte sie das Haupt an seine Schulter und weinte leise. Die Elegie ihrer Jugend, die Klagetöne so vieler vertrauerten Jahre zogen wie hanges Grabgeläute durch ihre Brust.

Er aber wurde beredt in seinem Schmerze und mittheilend in seiner Hoffnung. Er gestand ihr Alles, erzählte, wie es so gekommen, seinen Irrthum, seinen verächtlichen Stolz, seine unmännliche Schwäche der Mutter gegenüber. Es war kein Gedanke, keine Empfindung in seiner Seele, die er ihr nicht offenbart hätte!

Sie horchte still, vertrauensvoll und freundlich.

Dann — als er geendet — sagte sie: »Gut, mein theurer Jugendfreund! doch wozu soll das führen? — Das sind doch welke Blätter der Vergangenheit — die lassen wir begraben sein. Mein Herz hat Sie längst entschuldigt; ich habe mich selbst mit dem Geschehe, das mir so unverschuldet den bitteren Kelch geboten, ausgeföhnt: ich verlange nichts mehr, bereue nichts, ich wünsche nichts und fordere keine Zukunft mehr. Mein Leben und sein Anspruch geht nicht mehr aufwärts, sondern schon lange, lange abwärts! Warum — ach, warum kamen Sie, mir dies Geständniß zu machen? Ich lebte so arm, aber so friedlich, so glücklich entsagend, und der vergangene Traum hatte nichts Grausames mehr für mich. Sie reißen die alte Wunde wieder auf und — beim Himmel! — sie schmerzte ja nicht mehr — sie wußte, daß sie eine Wunde sei, die ausgeblutet, und verlangte keine Heilung.«

»Sophie!« flehte Forster und bemächtigte sich wieder Ihrer Hand, »mein Herz aber blutet und wird verbluten, wenn Sie nicht mild sind, wie ein Engel, und — verzeihen. — Werden Sie meine Gattin! Ich bin funfzig Jahre -- es ist kein Wahn der Jugend mehr, wie Sie glauben. Ich weiß, was ich will und werde behaupten, was ich gewollt; denn es ist mein Glück, ein Theil meiner ewigen Seligkeit! Die will ich an Ihrer Hand erringen. Nur in dem Fortleben mit Ihnen kann ich den düsteren Theil meiner Vergangenheit vergessen. Sophie! werfen wir Alles, was entschwunden, von uns — nehmen Sie mich, wie ich bin, heut', und wie ich Ihnen schwöre, daß ich ewig sein werde — und sagen Sie mir, ob Sie mich so sehr hassen, daß Sie nicht die Meinige werden könnten!« —

»Ihre Mutter!« entgegnete sie freundlich, »Ihre Verwandten trennten Sie von mir, wie Sie sagen. Ich glaube es — ich weiß es! Ihre Pflicht schien Ihnen — war mächtiger, als Ihre Neigung. — Sie haben noch Verwandte, Herr Forster! vornehme Verwandte, die — wenn gleich verarmt — doch vornehm geblieben sind — Ihre Erben, und diese dürfen sich jetzt noch weniger befreunden mit mir, als — «

»Mit diesen,« entgegnete Forster ernst und bitter, »habe ich abgerechnet. Die Liebe zu ihnen, die Pie-

tät verstieß ich nicht aus meiner Brust, sie selbst holten sie aus derselben mit räuberischer Hand, und griffen mir roh an's Herz. — Sophie! ich werde Ihnen Alles sagen: ich bin frei, frei wie der Vogel in der Luft und reich genug, um die verstellte Liebe Dieser zu belohnen, mehr noch als sie es verdient. — Wenn ein Mensch gefehlt hat, Sophie! so vergißt das undankbare Geschlecht aller seiner frühern Verdienste; wollen Sie, Sophie! jetzt wo ich bereue, wo ich gut machen will, nur meiner Vergangenheit gedenken? Der Haß darf nicht rückwirken, meine Geliebte, und hat uns der Schöpfer auch nicht die Macht gegeben, zu vergessen, so haben wir doch die Gewalt in unserer Brust, zu vergeben! — Ihre Hand, und mit ihr — einen irdischen Himmel!«

Sie schwieg, doch duldete sie es, daß er sie in seine Arme schloß, daß er sie küßte mit demselben Zügelndfeuer der entschwundenen Tage. —

»Hier, Sophie!« fuhr er beglückt fort, »in dieser Stadt werden Sie meine Gattin — ich bin Dir, meine Brant! diese Genugthuung schuldig, und Du sollst erkennen, wie ich den thörichtesten Hochmuth abgeworfen und meine Pflicht und in Dir die Tugend, das Edelste erkannt habe; dann aber ziehen wir fort, in ein fremdes Land, fern hinweg von diesen Leu-

ten, auf deren Lippen die Mißgunst etwa ein spöttisches Lächeln treiben könnte. Nur die uns kennen, verurtheilen uns, ob mit Grund oder ohne denselben, das dünkt ihnen gleich. — In der Ferne, in einem schöneren Lande, führen wir ein beglücktes Dasein. Wo die Natur, wo Stadt und Menschen zu dem Frieden unsrer Seelen, zu dem Himmel in uns stimmen, weisen wir, und scheiden, wenn uns etwas Schöneres lockt. Ueberall, wo die Erde blühend ist, sei unsre Heimath. Uns gehöre nur das Kommende in seinen erfreulichen Bildern — nichts erinnere uns an die Vergangenheit. Gottes Erde ist weit und reich an Quellen des Genusses. Lebt ein seliger Friede in uns, dann umkränzen sich alle Güter des Lebens mit frischen Rosen! — O Sophie!« rief er mit Begeisterung, »mein Herz ist nicht alt geworden, mit demselben Feuer, wie damals, schlägt es für Dich, nur mit mehr Kraft und männlicher Beständigkeit. Weil ich zu bereuen habe, werde ich mich jeden Tag an Zärtlichkeit überbieten, ich werde um so heißer lieben lernen, um so länger ich der Liebe entbehrt; ich werde nur mit dem letzten Athemzuge aufhören, Dich zu lieben!«

Sie schwieg noch; doch ihr Haupt lehnte traulich an seiner Brust, aus ihren Augen leuchtete Hoffnung und Zuversicht. Sie glaubte seiner Reue, seiner

Liebe. Wohlthuend strömten seine Worte in ihre Brust und fanden darin eine bleibende Stätte! —

Jetzt auch gestand sie ihm, daß sie ihn trotz der harten Kränkung doch immer noch geliebt, daß sie sein Bild treu in ihrer Brust getragen, daß ihr Herz ihn milder gerichtet, als der Mund vieler Leute, die ihr einsames Verwelken und Entfagenmüssen endlich gerührt. — Sie schlüpfte hinweg über die düstere Zwischenzeit und sprach mild und freundlich wieder von den schönen Tagen ihrer jungen Liebe, von dem ersten Begegnen, von den seligen Stunden in dem kleinen Badeorte, von ihren Geständnissen, ihren Hoffnungen und Betheuerungen.

Es war doch Alles so gekommen, wie sie es damals geträumt — nur später, erst jetzt — und wie schön hatte es die Vorsehung gefügt: das Glück lag nicht, als schon genossen, hinter ihnen, die seligsten Tage waren nicht bereits verträumt und lebten nur noch in matter Erinnerung, verblaßt und abgewelkt; nein, der Herbst bot ihnen neue Rosen — frische Rosen, und da ihre Herzen nicht gealtert hatten, so blieb ihnen auch die Empfänglichkeit zum neuen und frischen Genuß!

Forster verweilte lange bei seiner Braut; düstere Dämmerung, matt durchhaucht vom Rosenschein des scheidenden Tages, webte in dem kleinen Gemache,

das zwei Glückliche, zwei Versöhnte umschloß, und Forster saß noch an der Seite Sophiens, — seine Hand lag in der ihrigen, ihr Haupt an seiner Brust — und sprach warm und weich, herzinnig und hoffnungreich. Sie erwiderte seine Zärtlichkeiten nicht mit mädchenhafter Schäkerei, doch aber mit weiblicher Innigkeit und Würde. Die Jahre hatten dieser Liebe den ersten sinnlichen Kausch genommen, aber desto tiefer, desto fester und wärmer umschlossen sich die Seelen. Diese Liebkosungen der lange Getrennten und glücklich wieder Vereinten boten nichts Lächerliches dar — ihren Worten fehlte der Schwung der Jugend, der poetische Blütenstaub, die Extravaganz der Fantasie, aber sie drangen desto tiefer zum Herzen — sie waren gediegenes Gold.

Er schied endlich, nachdem er den bräutlichen Kuß von ihren Lippen empfangen — nachdem er ihr noch ein Mal ewige Liebe und Treue gelobt. Am folgenden Tage sollte die Stadt die Kunde ihrer Verbindung erfahren und — sich verwundern, sich ärgern!

Der letzte entscheidende Schritt stand Forster noch bevor: der Schritt, welcher ihn für immer von seinen Verwandten trennen sollte. Er war zu edel,

um ihnen zu lohnen, wie sie es verdient; denn was zollen wir der Tugend, wenn Nichtswürdigkeit durch unsre Hilfe Triumphe feiert, mit unsern Gaben sich schmücken und prunken soll? Er wollte sie nicht hartherzig verstoßen, nicht der Armuth und Noth preisgeben, ihnen nicht die weise Lehre einprägen, sich selbst zu helfen und aus eigener Kraft das Glück aufzubauen. Sophie hatte ja verziehen, er wollte auch verzeihen, aber alle Bande zwischen sich und ihnen, den Verkehr mit den Herz- und Ehrlosen wollte er lösen; sie sollten ihm von nun an noch fremder sein als Fremde. Nur den unschuldigen Knaben nahm er aus, auf ihn beschloß er ein aufmerksames Auge zu haben und seiner später eingedenk zu werden.

Er schrieb noch in derselben Nacht die nöthigen Anweisungen für seinen Banquier und legte dieselben in einen Brief an seine Schwägerin folgenden Inhalts: »Ich habe an meinem Geburtstag in Ihrem Schlafzimmer, wo ich, bis der Regen vorüber gegangen sein würde, in einem Winkel der Ruhe pflegen wollte, das ganze Gespräch unabsichtlich gehört, welches Sie mit Ihren Kindern über meine Person zu führen die Güte hatten. Es hat mich über Ihre Gesinnungen in's Klare gesetzt und mich nur bedauern lassen, daß Sie Ihre Wünsche insgesamt

nicht früher schon so energisch ausgesprochen haben. Ich mache Ihnen darüber keine Vorwürfe; denn Liebe läßt sich nicht gebieten. Aber einen Selbstmord auszuüben, nur um Sie und die Ihrigen früher in den Besitz meines Vermögens zu setzen —: diese Zuthung wäre doch zu stark. Ich ziehe es vor, schon jetzt alle Ihre und Ihrer Kinder Wünsche zu realisiren. Miranda erhält in beifolgender Anweisung vierzigtausend Thaler Heirathsgut, um Frau Baronin Schnadrinsky werden zu können; Rinaldo die verlangten zehntausend Thaler, damit ihm die Intendantenstelle nicht entgehe; Ihren Jahresgehalt, gnädige Frau Schwägerin, erhöhe ich auf dreitausend Thaler, die Sie bis an Ihr Lebensende beziehen sollen. Und was den Ottokar betrifft, in dessen Gebet sich doch wenigstens eine Regung kindlicher Theilnahme kund gab, so werde ich von seinem Eintritt in's Cadettenhaus an für ihn Sorge tragen. Indem ich so meinen Verpflichtungen gegen den unglücklichen Bruder schon bei meinen Lebzeiten nachkomme, zeige ich Ihnen zur Darnachachtung an, daß Sie und Ihre beiden erwachsenen Kinder nach meinem Tode von meinem Vermögen nichts zu erwarten haben dürften. Ich selbst werde mich nämlich in der kürzesten Zeit vermählen, da es mich drängt, ein Herz zu besitzen, das wohl um die Verlängerung, nicht aber um die

Abkürzung meiner Lebenstage zum Himmel fleht. Dies Alles ist unabänderlich beschloffen und etwaige Schritte um Zurücknahme oder Aenderung dieser meiner Verfügungen würden nur beiderseitig zu unangenehmen Situationen führen. — Ich werde auf eine längere Zeit diese Stadt meiden, weil es Ihnen peinlich sein könnte, unter den gegenwärtigen Verhältnissen mir öfter zu begegnen; falls Sie es nicht etwa jetzt vorziehen, mit der künftigen Frau Baronin Ihren Wohnsitz in der Residenz zu nehmen. Mit der gebührenden Achtung Ihr ergebenster Schwager u. s. w.«

— Als dieser Brief geschrieben und gestiegelt war, zog ein leichtes, freundiges Gefühl durch Forsters Brust. In der Befriedigung seiner Rache lag Großmuth, in dieser aber wieder die Versöhnung. Ein größeres Opfer durfte man doch wohl keinem sterblichen Menschen zutrauen. Die wenigen bitteren Worte in dem Briefe wird man verzeihlich finden, wenn man sich an das Gespräch seiner Verwandten erinnert, dessen Gegenstand er war. —

Am folgenden Morgen, nachdem der Brief abgeschickt worden war und bevor noch sich die Nachricht von Bertholds Verlobung in der Stadt hatte verbreiten können, widerfuhr ihm eine überraschende Genugthuung, die er zwar nicht als Befriedigung

irgend eines Machegefühls, doch als Aufhebung und demgemäß auch Vinderung einer vor Jahren erlittenen Beschämung betrachten konnte.

Ein Freund aus der Residenz besuchte ihn und erzählte, daß Amalie seit einem Jahre Witwe geworden sei, daß sie nur einen Sohn habe, und daß, wenn Forster jetzt seine Werbung erneuern wollte, er auf ihr Jawort rechnen könnte. Der Freund erklärte sich zu diesem Antrage als halboffiziell ermächtigt — und schien nichts Anderes, als einen sofortigen günstigen Bescheid zu erwarten.

Forster antwortete ihm durch seine Verlobungsanzeige, die er soeben niedergeschrieben hatte und in die Zeitungsexpedition zu schicken im Begriffe war.

„Dies freut mich nur um Sophiens willen,“ sagte Berthold für sich, „sie reicht nun nicht mehr einem Manne die Hand, welchen eine andere Frau verschmäht hat. Und es wird ihr ein Zeichen sein, daß meine Verblendung ihr Ende erreicht hat, daß ich geheilt bin von jeglichem Dünkel und zu dem allein Wahren, dem Redlichen zurückgekehrt.“ —

Die Frau Schwägerin erhielt den Brief Forsters in Gegenwart Miranda's. Mit freudigem Entzücken griff sie nach den Wechseln, die ihr beim Oeffnen in die Hand fielen; kaum hatte sie aber den Inhalt des Schreibens gelesen oder vielmehr nur überflogen, so

schrie sie laut auf: »Ich werde ohnmächtig, Miranda
— Hirschhorngest — schnell!«

Aber statt nach Aether oder dergleichen zu springen, hob Miranda den Brief auf, der zu Boden gefallen war, und verschlang seinen Inhalt. — Der Hilferuf hatte auch Rinaldo herbeigelockt — die Schwester setzte ihn mit zwei Worten von dem unglücklichen Glück, wie sie den Vorfall sofort bezeichnete, in Kenntniß. Die Mutter aber lag im Sopha und rief ein Mal über das andere verzweifelt: »Der Elende — das Ungeheuer — der alte Thor, der Geck — heirathen! O, warum waren wir auch mit Blindheit geschlagen und dachten nicht daran, daß Wände Ohren haben! Ich hab' Euch's doch gesagt, daß ich oben aus dem Fenster eine Gestalt, ganz wie die seinige, im Finstern aus dem Garten schleichen sah. Er war's richtig! — Das Unglück muß recht auf uns gelauert haben, um uns so plötzlich zu verderben! — Ich habe Euch oft genug ermahnt, Euch nicht so rücksichtslos über ihn auszusprechen, und denselben Abend habt Ihr allein angefangen, habt Euren Mißmuth so recht ordentlich aufs Tapet gebracht, habt, wie man sagt, alle Register losgelassen. Und er hat das Alles, Alles gehört, — selbst Ottokarhens dummes Gebet! Das war freilich zu viel! O heiliger Himmel — wer hätte gedacht, daß es so kommen würde!«

»Mutter,« sagte Miranda ernst und kalt —
»was soll das Wehklagen? — Es ist einmal ge-
schehen, und ich — ich bin zufrieden. Ich heirathe
meinen Baron, der seine Carriere macht, glänze bei
Hofe, pouffire ihn und habe einen Mann, dessen
Glück ich durch mein Heirathsgut zu Stande gebracht,
der mir also sein Leben lang zum Danke verpflichtet
ist; — und Sie, Mutter, haben, wenn Sie es nicht
vorziehen zu mir zu ziehen, mit Ottokar Ihr gutes
Auskommen! Ich sehe in alledem kein großes Un-
glück!«

»Und ich —« fiel Rinaldo ein und hielt das
Blatt, das ihm nach Sicht 10,000 Thaler anwies,
triumphirend in die Höhe, — »ich werde jetzt In-
tendant — die Stelle kann mir nicht entgehen: Ju-
lie Schlancker t, meine frühere Geliebte, ist jetzt
Solotänzerin dort und Liebling des Herzogs! Ich
steige von Stufe zu Stufe — mein Glück ist ge-
macht. Ihr sollt von mir hören! — Lieber heut
als morgen nehme ich Extrapost und reise nach dem
Orte meines Berufes!«

»Seid Ihr denn Beide mit Blindheit geschlagen?«
fuhr die Mutter auf — »Ihr Thörichten, Undank-
baren? Mit einer namhaften, aber im Verhältniß
doch armseligen Summe sind wir für den Augenblick
beschenkt, aber enterbt, förmlich enterbt! Wie kommen

fünfzig, sechzigtausend Thaler in Betracht, wo er sechs, sieben Mal hunderttausend besitzt, die uns nach seinem Tode gehörten!»

»Nach seinem Tode,« spottete Miranda, »ich glaube, der Filz überlebt uns Alle! Und bis dahin hätten wir das Betteldasein ertragen sollen: ich vermöchte es nicht; lieber die letzte Sängerin an einem reisenden Theater, oder den Tod, als länger diese Abhängigkeit, dieses Reichs-scheinen und heimlich Entbehren-müssen! Wir sind den Tyrannen los, der uns das Geld zu den nöthigsten Lebensbedürfnissen pfennigweise zuzählte. Ich sehe nicht, was hier Großes zu bereuen wäre! Mir ist es jetzt, wo ich das Meinige habe, ganz recht, daß er all' die bitteren Pillen schlucken mußte, die wir an jenem Abend drehten.«

»Und ich brauche, wie gesagt,« fiel Rinaldo ein, »nichts als dieses Papier, für das Uebrige sorgt mein Genie. Ich werde Euch Ehre machen — eine vornehme Heirath kann nicht ausbleiben, meine Zukunft zeigt sich mir so glänzend, daß ich den alten Schurken verachten kann. — Schlimmsten Falles können wir ihm später einen Proceß an den Hals werfen; denn das Vermögen, das er besitzt, hat er doch von seinem Vater, unserm Großvater geerbt, und wir sind die Enkel, wir haben also Rechte darauf. Und hätte er's nicht aus dem Geschäft gezogen, so

hätte der Vater wahrscheinlich nicht fallirt, er lebte noch! O das kann einen famosen Rechtsstreit geben!»

»Aber Ihr Unfinnigen bedenkt ja nicht —« fuhr die Mutter, von dem harten Schlage noch immer mächtig aufgeregt, fort, »daß er Heirathen will, Heirathen wird, daß er Kinder bekommen kann, daß diese dann seine geseglichen Erben sind und wir — nur das Nachsehen haben. Da jubelt Ihr, wie Wahnsinnige, in den Tag hinein, denkt nur an die nächste Zukunft: Du, Miranda, an die Heirath, Du an Deine Theatercarriere, während es sich doch leicht begreifen läßt, daß man mit vierzigtausend Thalern, zumal der Herr Gemahl nichts hat und damit Schulden bezahlen muß, eine sehr dürftige Baronin vorstellt; und die Stelle, Rinaldo, die Du noch gar nicht hast, von der Laune und Willkühr des Fürsten abhängt, und daß eine neue nicht sobald wieder gefunden ist. Wenn die zehntausend Thaler ein baldiges Ende nehmen — wie dann? — Am besten ist noch der Dittor daran — für den will er sorgen und — ich, ich werde doch wenigstens nicht Hungers sterben.«

»Mit dreitausend Thalern,« lachte Miranda spöttisch, »nein! Mußten wir Bier doch bisher mit einer geringeren Summe auskommen! — Ich bleibe dabei: an der Sache ist nichts Tragisches aufzufinden. Ein bekanntes Sprichwort sagt: Wer schnell gibt, der

gibt doppelt! Der Dufel stattet mich aus — ich kann heirathen. Ohne seinen Zorn konnte ich sitzen bleiben, eine alte Jungfer werden und vielleicht in dreißig Jahren erst meinen Theil von seinem Mammon genießen.«

»Wenn aber Gott sich seiner erbarmte,« erwiderte die Mutter, »und er in etwa einem oder zwei Jahren starb — sein Vater war auch nicht älter —: dann hatten wir allein das schöne große Vermögen, dann waren wir wieder die erste Familie der Stadt, unser Haus bekam seinen alten Flor — wir bezogen etwa dreißigtausend Thaler Renten und — dann, Miranda! hätte sich für Dich auch noch eine brillantere Partie, als der Baron Schnadrinsky, gefunden, und für Dich, Rinaldo, bei Deinem empfehlenden Exterieur, eine der reichsten Erbinnen des Landes!«

»Traue nicht dem falschen Glücke!« trillerte Miranda und chassirte durch die Stube; »vielleicht, vielleicht! Das Schlimmste ist hier so gut möglich, wie das Günstigste. — Ich fasse das Glück, das in meiner Hand liegt, und will sofort an Schnadrinsky schreiben, damit er erfahre, welch' ein Stern ihm durch mich aufgeht. Jetzt heirathe ich ihn: also er wird geheirathet, das ist ein Unterschied.«

»Und ich lasse einpacken,« sagte Rinaldo, »und sag' Euch — noch heut' Adieu. Mich treibt es hin-

aus aus dem unwürdigen Orte, der meinen D
weder Anreiz noch Beschäftigung gewährt.
Staub dieser Stadt schüttle ich ab und rege die
gel einer schönern Zukunft entgegen!»

»Ich fürchte, ich fürchte,« sprach leise die Mut-
ter und sah ihnen bitter nach, »Ihr eilt lachend
Eurem Unglück entgegen.« —

Sie hüllte sich seufzend in ihre Resignation —
blieben ihr doch wenigstens die dreitausend Thaler
und mit ihnen erneute sich ein kleiner Theil des ehe-
maligen Glanzes! —

Schon am nächsten Sonntage ward Forster in der
St. Peterskirche mit Sophien getraut. — Verzückt,
freudig, feierlich, fast stolz schritt er mit ihr zum
Altare. Sie erschien noch schön und blühend; sittige
Demuth und Anspruchslosigkeit verliehen ihr einen
höhern Reiz; in dem reichen blonden Haar die Myr-
tenkrone, auf dem vollen, schneeigen Nacken eine
Corallenschnur, um die üppigen Formen das weiße
Atlaskleid — war sie eine der schönsten Frauen. Und
Forsters frische Farbe, seine feste, aufrechte Hal-
tung, seine kräftige Gestalt ließen in ihm höchstens
einen Bierziger erkennen. —

der ⁹²⁷⁷ junge führte er seine Gattin in seine
ung. Hier hatte sich ein kleiner Kreis von
Freunden versammelt, die aufgeklärt und vorurtheils-
frei genug waren, seinen Schritt zu billigen. Sie
kamen, um Abschied zu nehmen und dem neuen Paar
ihre Glückwünsche auf die Reise mitzugeben, denn
am folgenden Morgen schon hatte Forster beschlossen
die Stadt zu verlassen und dem freundlichen Herbst
im Rheingau entgegen zu reisen. Den Winter wollte
er mit seiner Gattin theils im südlichen Frankreich,
theils in Genua zubringen.

Als Berthold seine junge Frau — dies war sie
in der That — in ihr Schlafgemach führte, über-
reichte er ihr ein versiegeltes Paket, indem er sagte:
»Verwahre dies wohl, meine Theure! es enthält
mein Vermächtniß an Dich für den Fall, daß der
Himmel beschlossen hätte, mich dereinst plötzlich von
Deiner Seite zu rufen.«

»O Berthold!« rief sie, und warf sich liebevoll
an seine Brust, »meine Ahnungen trogen nie; sie
verkündigen mir auch jetzt, in dieser schönen Stunde,
daß unser Glück ungetrübt und dauernd sein wird.«

»Das gebe Gott!« sagte er und schloß die Er-
löthende in seine Arme.

— Drei Jahre später lag die Frau Schwägerin
dort, wohin sie so oft ihren Schwager gewünscht, tief

unter der Erde; Miranda's Gatten,
der ihr Vermögen verschwandte, ohne eine Kar-
riere zu machen, getrennt und lebte als Gouver-
nante in Kurland; Rinaldo, der die Intendanten-
stelle damals nicht erhielt, aber auf eigene Faust mit
Hilfe der zehntausend Thaler eine Direktion über-
nommen und dabei Bankerott gemacht hatte, spielte
bei einer reisenden Gesellschaft am Oberrhein Helden
und Bösewichter; nur der kleine Ottokar saß in sei-
nem Glück und in seinen Ansprüchen ungetrübt im
Cadettenhause und hoffte im nächsten Jahre nach glück-
lich abgelegtem Examen als Junker bei einem Infan-
terieregimente in großherzoglichen Diensten einzu-
treten. —

Schon ein Jahr nach ihrer Verbindung aber ge-
bar Sophie ihrem Gatten in Nizza, wo sie den zwei-
ten Winter zubrachten, einen Knaben, welchem zwei
Jahre später ein Gespieler folgte: zwei schöne, kräf-
tige Kinder, der Eltern Lust und Hoffnung. Ihrem
Ehehimmel leuchtet noch jetzt eine heitere Sonne! —

